angl.

P. o. angl.
424
(1 Swift

<36601623960014
<36601623960014
Bayer. Staatsbibliothek

~~No. 288.~~

~~B. L. angl. p. 186.~~

Swift's und Arbuthnot's vorzüglichste prosaische Schriften,

satyrischen, humoristischen und andern Inhalts.

Erster Band.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorn nach S. 224 gebunden

Quintessenz
aus
Swifts Leben
und Karakterzügen.

Doktor Jonathan Swift stammte väterlicher Seits von der jüngern Linie eines sehr alten Geschlechts in Yorkshire, und von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Eriks, von denen Erik, mit dem Beinahmen, der Waldmann, ein Heer gegen Wilhelm den Eroberer anführte, und in der Folge von Wilhelm zum Befehlshaber seiner Truppen ernannt wurde.

Swift verlohr seinen Vater noch ehe er gebohren war. Seine Mutter war zwei Jahr mit ihrem Gemahl vermählt, hatte einen Sohn und eine Tochter, und war mit unserm Swift schwanger, als ihr Gemahl starb, nachdem sie beide kaum England verlassen, und in Irland angekommen waren. Sieben Monathe nach ihres Gemahls Tode kam sie den 30 Nov. 1667.

nieder, und nannte den Sohn Jonathan, zum Andenken seines Vaters, der eben so geheißen hatte.

Sein Vater hinterließ wenig Vermögen, aber seines Vaters Bruder Godwin Swift, der sehr reich war, nahm die Wittwe, nebst ihren Kindern sogleich in sein Haus. Er bekam eine Amme aus Whitehaven gebürtig, und war ohngefähr ein Jahr alt, als die Amme genöthigt wurde, eine sehr kranke Verwandte in Whitehaven zu besuchen, die sie zu beerben hoffte. Sie liebte ihren Säugling außerordentlich und wünschte ihn mitzunehmen. Heimlich, ohne Wissen der Mutter und des Oheims, gieng sie zu Schiff und fuhr mit ihrem Liebling nach Whitehaven, wo er drei Jahre blieb. Denn als seine Mutter und sein Oheim den Ort seines Aufenthalts erfuhren, wollten sie nicht, daß er die Rückreise eher antreten sollte, als bis er im Stande wäre sie gut auszuhalten. Die Amme nahm sich indeß seiner sorgfältig an, lehrte ihn buchstabiren, und mit dem fünften Jahre konnte er in der Bibel lesen. Er liebte daher auch Whitehaven so sehr, als ob es sein Geburtsort gewesen wäre.

Mit dem sechsten Jahre kam er nach Kilkenny auf die von dem Ormondschen Geschlechte

gestiftete Schule. Er blieb auf dieser Schule bis ins vierzehnte Jahr, und kam alsdann nach Dublin auf das Dreieinigkeits-Collegium. Hier lebte er sehr ordentlich, aber die Unzufriedenheit über seine Lage, indem er von den Wohlthaten eines Oheims lebte, machte, daß er das eigentliche gelehrte Studium vernachläßigte, und nur Geschichtschreiber und Dichter las, die seine Phantasie mit angenehmen Bildern anfüllten, und ihm auf einige Zeit den Mißmuth verscheuchten. Dadurch hätte er aber beim Bakkalareus-Examen fast den Repuls bekommen, und erhielt nebst noch einigen die Bakkalaureus-Würde nur speciali gratia (1685), so daß seine Gelehrsamkeit in einem nicht gar zu gutem Rufe stand.

Diese Geschichte machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er in den folgenden sieben Jahren acht Stunden des Tages arbeitete, und durch diesen anhaltenden und angestrengten Fleiß sehr große gelehrte Kenntnisse sich erwarb. Er blieb noch vier Jahre nach dem Bakkalaureus-Examen in Dublin, und entwarf um diese Zeit im 21sten Jahre seines Alters die Skitze zum Märchen von der Tonne.

Es scheint, daß er auch die Absicht gehabt hat, Nachrichten aus dem Reiche der Abge-

ſchmacktheiten zu ſchreiben: denn es ſind noch von ſeiner Hand folgende Inhaltsanzeigen vorhanden.

„Im Reiche der Abgeſchmacktheiten giebts „— gläſerne Glocken und eiſerne Klöppel — „Häuſer von Schießpulver und Einwohner, die „den Trunk lieben, oft betrunken ſind, und da„her beſtändig Licht brennen, woraus ſehr oft „Feuer entſteht. — Die Kinder ſterben immer „eher als die Eltern. — In den Abtritten „hält ſich eine Art Inſekten auf, die ſcharfe „Zähne haben, und vorzüglich auf Mann-Teſtikeln „begierig ſind. Verrichtet Jemand auf dieſen „Abtritten ſeine Nothdurft, ſo trifft es unter „vierzig Mahlen kaum ein Mahl, daß er nicht „von einem ſolchen Inſekt angefallen wird. Es „wäre nichts leichter als dieſe Thiere auszurot„ten. Fragt man, warum dies nicht geſchieht, „ſo bekommt man zur Antwort: bey ihren Vor„fahren wäre das Inſekt auch ſchon geweſen.“

Im Jahr 1688 wurde ſein Oheim ſo krank, daß er Sprache und Gedächtniß verlohr. Der fernern Unterſtützung durch dieſen Unfall beraubt, gieng Swift nach Leiceſter zu ſeiner Mutter, die zwei Jahr nach ihres Gemahls Tode die Swiftſche Familie in Irland verlaſſen, und dieſen ihren Geburtsort zum Wohnſitz erwählt

hatte, wo sie in der Folge von ihres Schwagers Godwin Swifts Söhnen so thätig unterstützt wurde, daß sie nicht nur zufrieden und glücklich, sondern, wie sie selbst sagte, im Ueberfluß lebte. — Er wollte sich mit ihr über seine künftige Lebensweise besprechen: und sie rieth ihm, sich an Sir William Temple, einen vertrauten Freund seines Oheims, zu wenden, der mit dem König Wilhelm sehr vertraut umgieng. Temple war Gesandter beim Nimweger Friedensschlusse gewesen, und hatte sich schon damahls das Vertrauen Wilhelms, der noch Prinz von Oranien war, erworben.

Temple nahm Swiften sehr freundschaftlich auf, und behielt ihn sogleich bei sich. Da Temple häufige Zufälle vom Podagra hatte, so besuchte ihn der König oft, und Swift mußte den König, wenn derselbe in Temple's Garten spazieren gieng, gemeiniglich begleiten, bei welchen Gelegenheiten Wilhelm sehr vertraulich mit ihm war, ihm z. B. ein Mahl zeigte, wie man in Holland den Spargel stäche, und ein ander Mahl ihm eine Rittmeisterstelle bei der Kavallerie anboth, die Swift aber ablehnte, weil er sich dem theologischen Fache gewidmet habe. Wahrscheinlich hat er bei Ablehnung dieses Anerbietens das Versprechen einer guten geistlichen

Würde erhalten, wie einige Stellen aus verſchiedenen von ſeinen Briefen anzudeuten ſcheinen.

Er blieb einige Jahr bei Temple, in der Hoffnung, durch dieſen ſo viel Einfluß habenden Mann bald eine gute Stelle zu bekommen: aber er merkte, daß dies ſo geſchwind nicht geſchehen würde, weil Temple ihn zu gut brauchen konnte, und ihn daher jederzeit um ſich zu haben wünſchte. Unzufrieden hierüber verlies er Temple'n und reiſete wieder zu ſeiner Mutter, die er ſehr fleißig zu beſuchen pflegte. Er machte die Reiſe dahin gewöhnlich zu Fuße, außer wenn das Wetter gar zu ſchlecht war, in welchem Fall er auf einem bedeckten Frachtwagen fuhr, und mit Hauſirern und Trödlern in die geringſten Wirthshäuſer einkehrte, wo über der Hausthür ſtand, Logis für einen Penny: doch gab er den Mägden ein gutes Trinkgeld, daß ſie ihn ein gutes Bett und reine Bettücher verſchafften. So reiſete er auch zu ſeiner Mutter, als er Sir Temple'n verlies. Dieſer bedauerte Swifts Weggehn außerordentlich, und both ihm eine Kanzleidirektorſtelle an. Swift ſchlug ſie aber aus, weil er eine geiſtliche Präbende aus Liebe zur geiſtlichen Beredtſamkeit zu haben wünſchte.

Bald darauf wurde er dem Lord Capell empfohlen, der sich damahls als Irländischer Deputirter in England aufhielt. Lord Capell verschaffte ihm die Pfründe Kilroot in der Diöces Connor im nördlichen Irland, die jährlich ohngefähr hundert Pfund einbrachte.

Temple hatte sich so sehr an Swifts Gesellschaft gewöhnt, daß er ohne ihn nicht vergnügt leben konnte, und schrieb ihm, er möchte seiner Pfründe aus Liebe zu einem Freunde entsagen, zu ihm zurückkehren, und versichert seyn, daß er eine gute Stelle erhalten solle. Swift that es, Temple war darüber äußerst vergnügt. Während der vier Jahre, die Temple noch lebte, herrschte zwischen ihm und Swiften die innigste Freundschaft. Swift schrieb die Schlacht der Bücher, in welcher Temple sein Held ist, und Temple vermachte bei seinem Sterben 1699 ihm ein ansehnliches Legat, und seine hinterlassenen Schriften.

Nach Temple's Tode überreichte Swift dem König Wilhelm eine Bittschrift, ihm die erste vakante Präbende von Canterbury oder Westmünster zu geben, die der König ihm durch Temple hatte versprechen lassen, und dedicirte ihm zugleich Temple's letzte nachgelassene Schriften. Es scheint aber, als ob König Wilhelm nach

Temple's Tode an Swift nicht sehr gedacht habe, wodurch sein Mißmuth nicht wenig vermehrt wurde.

Auf Einladung des Lords Berkeley, Oberrichters in Irland, die Stelle eines Kapellans und Geheimsekretärs bey demselben anzunehmen, reisete er mit dem Lord nach Dublin. Ein gewisser Bush fand aber Gelegenheit, dem Lord die Meinung beizubringen, daß sich eine Geheimsekretärstelle für einen geistlichen Kaplan nicht schicke. Der Lord entschuldigte sich daher gegen Swift, und machte diesen Bush zu seinem Sekretär.

Bald darauf wurde das Dechanat von Derry vakant, das Lord Berkeley zu vergeben hatte. Billig hätte der Lord sie Swiften zum Ersatz für die ihm versprochene Sekretärstelle geben sollen, aber Bush ließ sich bestechen, und überredete den Lord, Swift sey noch zu jung, und Swift, der doch schon über dreyßig Jahr alt war, erhielt dafür zwei Pfründen, Laracor und Rathbeggin in der Diöces Meath.

Da Swift ehemals eine Rittmeisterstelle, die der König ihm anbot, und bald darauf eine andere Stelle bei der Kanzlei, die Temple ihm verschaffen wollte, ausschlug, so scheint es beinah, als ob die Liebe zu theologischen Beschäf-

tigungen, vorzüglich der geistlichen Beredtsamkeit, der Hauptgrund davon gewesen, wie er öfters geäußert hat. — Er übte auch die Pflichten seines Amtes mit der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit aus, und hielt außerdem noch alle Mittewochen und Freitage Betstunden, ein Geschäft, dem er sich nicht würde unterzogen haben, wenn ihm nicht diese Art von Beschäftigung wichtig und angenehm gewesen wäre. Auch sein äußeres Betragen verrieth dabei die größte Andacht und Frömmigkeit, ob er gleich, sobald sich nur eine Gelegenheit darbot, dem Hange seiner satirischen Laune den Zügel schießen zu lassen, selbst auf der Kanzel nicht widerstehen konnte.

Er hatte noch nicht lange seine Pfründe erhalten, als er ein Frauenzimmer, die durch ihn unter dem Nahmen Stella berühmt geworden ist, einladete, England zu verlassen, und ihren Aufenthalt in Laracor zu nehmen. Er hatte dieses Frauenzimmer kennen lernen, als er sich bei Temple aufhielt. Sie war die Tochter eines Herrn Johnson, dem Temple die Aufsicht über seine Güter und sein ganzes Hauswesen anvertrauet hatte, und Temple vermachte ihr bei seinem Tode, zum Andenken für die treuen Dienste, die ihr Vater ihm geleistet, tausend Pfund. Sie war damahls sechzehn Jahr alt, und zwei Jahr

darauf verlies sie auf Swifts Einladung England, begleitet von Mistres Dingley, die etwa funfzehn Jahr älter seyn mochte, und die, ob sie gleich eine Verwandte von Temple war, nicht mehr als sieben und zwanzig Pfund jährlicher Einkünfte hatte.

Ob er sich damahls die Gesellschaft der Stella als Freundin oder als Frau gewünscht hat, ist ungewiß. Beide Frauenzimmer gaben aber das wohlfeilere Leben in Irland, und die bessere Nutzung ihrer Kapitalien zu höhern Zinsen als die Ursache an, warum sie England verlassen hätten. Er hatte der Mistres Johnson keinen Heirathsantrag gemacht, war aber doch Ursache, daß sie den Antrag eines andern Herrn ausschlug. Seine Verbindung mit ihr mag nun gewesen seyn, welche sie wolle, so nahm er doch alle mögliche Vorsicht, Aergerniß zu vermeiden, und wohnte nicht mit ihr in einem Hause zusammen. War er verreißt, so zog Mistres Johnson mit ihrer Freundin in sein Haus, kam er zurück, so zogen sie wieder in das Ihrige, oder auch zu D. Raymond, Vikar in Trim. Man weiß nicht, daß Swift sie jemahls allein ohne Beisein einer dritten Person gesprochen. Er machte öftere Reisen nach Dublin und London, aber Mistres Johnson lebte einsam für sich, und hatte nur

mit einigen vertrauten Bekannten von Swift, mit Frauenzimmern aber gar keinen Umgang, außer mit Mistres Dingley.

Im Jahr 1701 wurde er Doktor, und ging gleich nach König Wilhelms Tode (1702) nach England. In der Folge reisete er oft dahin. Msts. Johnson war 1705 auch einmahl in England, kam aber in einigen Monathen zurück, und blieb dann beständig in Irland.

Swift wurde als Schriftsteller bald berühmt, und erregte die Aufmerksamkeit der großen Männer, die an der Spitze der Whigs und Tories standen. Er war unter den Whigs erzogen, neigte sich aber zuletzt auf die Seite der Tories, weil so viele Whigs, wie er sagte, die ehemaligen Grundsätze verlassen und solche angenommen hätten, die von ihren Vorgängern verabscheuet worden. Von 1701 bis 1708 schrieb er indeß nichts Politisches.

Seine öfteren Reisen nach England und lange Abwesenheit von seinen Kirchspielen scheinen seinen ehemaligen Aeußerungen, in Ansehung der Liebe zur geistlichen Beredtsamkeit, zu widersprechen, zumahl wenn man erwägt, daß er von dem Augenblick seiner Bekanntschaft mit Harley, sich mit lauter Staatssachen beschäftigte. — Seine Reisen hatten indeß wohl meist den Wunsch zum

Grunde, in England angeſtellt zu werden. Da er dieſen Zweck nun nicht erreichte, ſo bereuete er es in der Folge oft, daß er ſeinem Nebenhange zu Staatsgeſchäften zu viel nachgegeben. — Vor ſeiner Bekanntſchaft mit Lord Oxford hatte ihm die Königin Anna ein Biſthum zugedacht, und er würde es auch erhalten haben, wenn nicht der Erzbiſchoff Sharpe und eine gewiſſe große Dame ſeine Grundſätze und Denkart in ein nicht ſehr vortheilhaftes Licht geſetzt hätten, wodurch die Königin bewogen wurde, das ihm zugedachte Biſthum einem andern zu geben. Der Erzbiſchof bereuete es in der Folge ſehr, und bat ihn deshalb um Verzeihung.

Nach dieſen fehlgeſchlagenen Ausſichten eröffnete ſich ihm im Jahr 1710, gleich nach dem Tode ſeiner Mutter, ein ganz neuer Schauplatz. Er erhielt während ſeiner damahligen Anweſenheit in England vom Lord Primas in Irland den Auftrag, die Königin in einem Bittſchreiben zu erſuchen, der Irländiſchen Geiſtlichkeit die Abgabe von fünf Procent ihrer Einkünfte zu erlaſſen. Durch dieſe Veranlaſſung fing ſeine Bekanntſchaft mit Lord Harley an. Er beſchloß nämlich, als er des Primas Brief und die nöthige Vollmacht erhalten, ſich an dieſen erſten Miniſter der Königin zu wenden, durch deſſen

Vorsprache die Englische Geistlichkeit das Nämliche erlangt hatte. Damit er nun bei dem Lord Harley, dem er zwar schon durch seine Schriften bekannt war, nicht ohne Empfehlung erscheinen möchte, so ließ er sich als einen Mann vorstellen, der von den vorigen Ministern deshalb zurückgesetzt sey, weil er nicht in ihr Horn habe blasen wollen. Dies war der nämliche Fall mit Harley gewesen.

Harley empfing ihn mit der größten Achtung und Güte, unterhielt sich, da er eben viel Gesellschaft bei sich hatte, ein paar Stunden mit ihm, und, nach dem Weggange der Gesellschaft, noch ein paar Stunden ganz allein, versprach, seinen Wunsch in Ansehung der Irländischen Geistlichkeit zu erfüllen, ladete ihn zu Tische ein, mit dem Zusatze, öfterer zu kommen, und machte ihn mit dem Großsiegelbewahrer L. John * bekannt.

Swift speißte alle Sonnabend bei Harley mit dem Großsiegelbewahrer und Lord Rivers. An diesem Tage wurde anfänglich Niemand mit in die Gesellschaft genommen. In der Folge wuchs aber diese auserlesene Gesellschaft bis auf sechzehn Personen an, lauter Leute vom ersten Range. Sie machten ein Kränzchen und speiseten alle Woche nach der Reihe bei einander und nannten sich Brüder.

* nachherigen Lord Bolingbroke.

Von dieser Zeit an schrieb Swift zum Besten seiner Freunde eine Menge Aufsätze und Broschüren; und ihr Vertrauen zu ihm war so groß, daß sie ihn nicht nur für fähig hielten, sie zu vertheidigen, sondern auch Plane zu entwerfen: und die Gegner hielten ihn für eine so wichtige Person, daß in beiden Parlementern Reden gegen ihn gehalten wurden. Man bot dem eine ansehnliche Belohnung, der den Verfasser von dem Geist der Whigs, entdecken würde.

Harley, ein Mann, der für den geheimnißvollsten und zurückhaltendsten Staatsmann gehalten wurde, war gegen ihn ganz offen. Eine von ihren beiderseitigen Unterredungen betraf den zu befürchtenden Staatsbankerott; und daß ein Friede, er falle aus, wie er wolle, durchaus nothwendig sey; daß bald Verschwörungen ausbrechen und Parteien entstehen müßten, daß das Ministerium gleich einer schmalen Landenge auf der einen Seite von den Whigs und auf der andern von den Tories gedrängt würde, und den wechselseitigen Stößen nicht mehr lange widerstehen könne.

Die Tories errichteten unter den Namen October-Klupp eine Gesellschaft, die sich alle Abende in einem Gasthofe neben dem Parlementshause versammelte und zur Absicht hatte,

die Minister zu zwingen, Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen, und einige Große aufs Schaffot zu bringen. Swift mißbilligte diese übereilten Schritte, tadelte aber des Lord Oxford Langsamkeit und Bedenklichkeit ebenfalls, und sprach darüber mit ihm auf eine Art, welche einen Beweis seiner Rechtschaffenheit und zugleich Freimüthigkeit gegen Personen giebt, die ein Vorrecht auf kriechende Schmeicheleien zu besitzen scheinen.

Er hatte eine Schildkröten- mit Gold ausgelegte Schnupftobacksdose zum Geschenk bekommen. Inwendig war ein Gemählde, das die Ansicht von Venedig vorstellte. Diese Dose zeigte er einmahl dem Lord, der nach Bewunderung der Arbeit und des Gemähldes auf der Außenseite des Bodens eine Figur entdeckte, die einer Gans glich — „Jonathan, sagte Harley: ich glaube, man hat aus Dir eine Gans gemacht.“ — „Ja, erwiederte Swift: aber wenn Sie nur ein wenig weiter sehen wollen, so werden Sie bemerken, daß ich eine Schnecke vor mir hintreibe.“ Dies war auch wirklich der Gedanke, den man durch das Gemählde hatte ausdrücken wollen. Der Graf erwiederte: „das ist etwas bitter, aber ich hab' es verdient, Jonathan.“

Swift erwartete aus dieser Verbindung keine großen Vortheile. Er wußte, daß sich die dermahligen Minister nicht sehr lange halten könnten. Im Sommer 1711 sah er schon voraus, daß sie sich durch ihre Uneinigkeit einander selbst stürzen würden, und die Minister waren selbst der Meinung, daß sie auch bei der größten Einigkeit dem Tower schwerlich entgehen würden, wenn sie nicht bald Friede schlössen. Um diesen großen Endzweck zu befördern, verfertigte Swift einen Aufsatz, das Verhalten der Alliirten, der ihm, seinen Aeußerungen nach, viel Mühe gekostet hat. Diese Schrift erschien im Monath November 1711 und im Monath Januar waren schon elf tausend Exemplare abgesetzt. In England wurden sieben Auflagen hinter einander, und in Irland drei gemacht. Die Tories aus beiden Häusern nahmen ihre Vertheidigungsgründe aus derselben.

Bis zum Jahr 1713 arbeitete er unermüdet zum Besten des Ministeriums, und entwarf zu Windsor die Regierungsgeschichte der vier letzten Jahre der Königin Anna, als der Utrechter Friede geschlossen wurde. Dies Werk würde von ihm bald vollendet und herausgegeben worden seyn, wenn seine Freunde in dem Ministerium

über

über die Einleitung dazu einstimmig gedacht hatten. Nach der Königin Tode sah er das Werk noch einmahl durch, und verbesserte vieles, es ist aber doch nicht eher als im Jahr 1758 gedruckt erschienen.

Während der ganzen Zeit, da er für die Minister arbeitete, lebte er blos von seinen Einkünften ohne irgend einen Zuschuß, bis er im Jahr 1713 das Dechanat von St. Patriks in Dublin erhielt. So einträglich diese Stelle war, so wenig Vergnügen machte sie Swiften, der gern mit weit weniger Einkünften in England geblieben wäre. Man wird sich vielleicht wundern, warum seine Freunde ihm nicht lieber ein Bisthum in England verschafften, und ihn ins Oberhaus zu bringen suchten, wo seine Beredtsamkeit ihnen sehr nützlich hätte seyn können. Vermuthlich aber war dies nicht in ihrem Vermögen, und sie suchten ihm jetzt nur in einem einträglichen Posten zu setzen, da sie ihren Fall vorhersahen.

Er ging sogleich nach Dublin, um von seiner neuen Würde Besitz zu nehmen; er war aber kaum vierzehn Tage in Irland, als er eine Menge Briefe erhielt, schnell zurückzukommen und

die Lords Oxford und Bolingbroke mit einander zu versöhnen, deren Freunde aus dieser Uneinigkeit sehr traurige Folgen befürchteten. — Er eilte augenblicklich wieder nach England, und fand diese Männer sehr gegen einander erbittert. Er gab sich die möglichste Mühe, sie zu versöhnen, aber vergeblich, und Bolingbroke sagte ihm ohne Rückhaltung, daß alle seine Bemühungen deshalb fruchtlos seyn würden. — Oxfords Ansehn sank täglich, und die Gesundheit der Königin nahm zusehends ab.

Swift machte noch einen Versuch, die beiden Minister mit einander zu versöhnen, sprach sehr freimüthig mit ihnen, verzweifelte aber endlich und sagte: er wolle gehen, versichere sie aber, es würde ein übel Ende nehmen. — Bolingbroke flüsterte ihm ins Ohr, er habe ganz recht. — Oxford erwiederte: es würde alles gut gehen. — Swift blieb bei seiner Meinung, und reisete zu einem Freunde in Berkshire, wo er bis zum Tode der Königin blieb, welcher zehn Wochen darauf erfolgte.

In dieser Zeit schrieb er Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der Dinge und schickte sie nach London, lies sie aber nicht drucken, weil Bolingbroke es nicht gern sah.

Einige Wochen nach dem Tode der Königin ging er nach Irland zu seinen Amtsverrichtungen, und seine Verbindungen mit dem Hofe, hatten, so wie alle seine Aussichten, ein Ende.

Bei seiner Ankunft in Dublin fand er an dem Erzbischof und einigen alten Freunden starke Gegner bei Ausführung mancher seiner Wünsche und Absichten. Ihre vorgefaßten Meinungen gegen ihn verwandelten sich aber durch sein uneigennütziges und offenes Betragen bald in Achtung und in eine solche Verehrung, daß in der Folge seine Vorschläge fast blindlings angenommen wurden.

Seine nunmehrige Trennung von England und vom Hofe gab seiner künftigen Lebensweise eine bestimmte Richtung und setzte seinen Planen ein Ziel. Gleich nach seiner Einrichtung in Dublin ließ er Mistres Johnson ebenfalls dahin kommen, wohnte aber nicht mit ihr in einem Hause beisammen.

Zweimahl in der Woche hielt er eine kleine Gasterei. Der Kreis seiner Bekannten war anfangs klein, nahm aber bald zu und bestand aus der besten Gesellschaft. Er hatte durch den in England gemachten Aufwand sich einige Schul-

den zugezogen, eine Sache, die gar nicht nach seinem Sinne war. Um davon befreiet zu werden, schränkte er sich, was seine Person betraf, sehr ein. Nur bei Gastereien durfte es an nichts fehlen, hier mußte anständiger Aufwand, mit Geschmack verbunden, herrschen. Die Anordnung derselben überlies er der Mistres Johnson, die aber bei dem Gastmahl nicht anders als Gast erschien. Bei Gegenschmäusen wurde sie indeß von Swifts Freunden gemeiniglich mit ihm zugleich eingeladen, und von den Frauenzimmern eben so wie von den Mannspersonen mit der größten Artigkeit und Achtung behandelt.

Swift hatte sich einige Jahre so sehr mit Staatssachen abgegeben, daß ihm jetzt das Predigen nicht mehr recht schmecken wollte: verrichtete aber seine Amtspflichten mit der größten Pünktlichkeit, und die Zuhörer versammelten sich, wenn er predigte, sehr zahlreich. Eigentliche Gelehrsamkeit war jetzt nicht mehr der Gegenstand seiner Beschäftigungen; er gab sich nur mit solchen ab, die ihn auf eine angenehme Art zerstreuten, ihn an seine Lage, mit der er nicht recht zufrieden war, an das Schicksal seiner Freunde, und an seine gescheiterten Entwürfe nicht denken ließen.

Doktor Delany, Lord Orery und andere erzählen, Swift habe sich im Jahr 1716 mit Mistres Johnson durch den Dr. Ashe, damaligen Bischofe von Clogher, insgeheim trauen lassen. Es ist dies aber eine ungegründete Sage, und ein bloßes Gerede. Swift hat mehr als einmahl zu seinen Vertrautesten, die ihn zur Heirath aufmunterten, geäußert. „Er halte das Heirathen zwar für eine sehr hübsche Sache, zumahl im Alter, wo man einer treuen und zärtlichen Freundin vorzüglich bedürfe, aber er habe nie ein Frauenzimmer kennen gelernt, womit er sich ehelich zu verbinden jemahls den Wunsch gehabt hätte.“ —

Sein Umgang mit Mistres Johnson war Platonische Liebe. Hätte er sie wirklich geheirathet, was hätte ihn wohl abhalten können, diese Verbindung laut bekannt zu machen? warum würde er nicht mit ihr in einem Hause gewohnt haben? — Nie schlief Mistres Johnson in seiner Wohnung, außer wenn er krank war, und dann war ihre Freundin Mistres Dingley ebenfalls mit dort. Sobald er anfing wieder zu genesen, kehrten sie beide in ihre Wohnung zurück. — Sollte es wohl möglich seyn, von einer Frau, die man so schätzt und liebt, als Swift die Mistres John-

ſon, Jahre lang ſo abgeſondert zu leben? würde er, als ſie nach einem, mehrere Monathe anhaltenden, kränklichen Zuſtande 1727 im 44ſten Jahre ihres Alters ſtarb, ihr ein Teſtament haben machen laſſen, worin er von ihrem Vermögen nichts als eine goldene Uhr zum Andenken ihrer Achtung erhielt. Würde er, da ſie in ſeiner Kathedralkirche begraben wurde, ihr haben eine Leichenrede halten, und ihre Güte, ihre Anmuth in allen ihren Worten, und in ihrem ganzen Weſen mit ſolcher Theilnahme loben können, ohne nicht laut zu bekennen, daß ſie ſeine Frau geweſen wäre! — Es läßt ſich dies alles — eine Menge anderer Umſtände nicht zu erwähnen — durchaus nicht denken.

Merkwürdig ſind auch noch Swifts Verhältniſſe mit einem andern Frauenzimmer. —

Unter den Perſonen, die er während ſeines Aufenthalts in England nach ſeiner Bekanntſchaft mit Lord Harley kennen lernte, war eine Frau Vanhonwigh, Wittwe eines angeſehenen ehemaligen Kaufmanns in Amſterdam, der für König Wilhelms Armee ehemals Lieferungen übernommen, und ſich in Dublin niedergelaſſen hatte, wo er 1703 ſtarb. Sein anſehnliches Vermögen erhielten ſeine Frau und vier Kinder, zwei Söh-

ne und zwei Töchter. Nach seinem Tode ging Frau Vanhonwigh mit ihren Kindern (1709) nach England, wo sie in einem Kreise der vornehmsten Standespersonen lebte. Swift wohnte nicht weit von ihr, und wurde in ihrem Hause so bekannt, daß er ohne viel Umstände kam und ging, als ob er zur Familie gehört hätte. Bei diesem vertrauten Umgange wurde er unvermerkt der Lehrer ber beiden Töchter, vorzüglich der ältesten, die ohngefähr zwanzig Jahr alt und eine Freundin vom Lesen, vorzüglich der Dichter, war. Es war sehr natürlich, daß ein Mann wie Swift, sich die Achtung einer solchen Person erwerben mußte. Aus der Achtung entstand allmählig Freundschaft, aus dieser Liebe. Vielleicht war mit der Liebe auch etwas Eitelkeit verknüpft, mit einem der ersten schönen Geister, in genauer Verbindung zu stehen. Sie machte dem Doktor einen Heirathsantrag. So vortheilhaft dieser Antrag für ihn auch seyn konnte, so wich er demselben doch aus. Vielleicht war seine Liebe zu Mistres Johnson die Ursache — oder auch überhaupt seine Gesinnungen in Ansehung des Heirathens.

Es scheint als ob er den Antrag anfangs als Scherz aufgenommen, hernach darüber geschäkert und sie auf diese Weise in einer gewissen Ent-

fernung gehalten habe, ohne ihr eigentlich eine abschlägige Antwort zu geben, um sie dadurch nicht zu kränken oder Ursachen anzuführen, über die er sich nicht weiter erklären wollte. Unter diesen Umständen verfertigte er ein Gedicht, Cadenus und Venessa, dessen vorzügliche Absicht keine andre war, als den Heirathsantrag als Scherz zu behandeln, einige Gründe für sein Betragen anzuführen, und seine abschlägige Antwort auf eine milde Art einzukleiden.

Das Gedicht scheint im Jahr 1713 geschrieben zu seyn, ehe er England und seine übrigen Freunde verlies, und nach Dublin ging, das er als den Ort seiner Verweisung ansah. Im Jahr 1714 starb ihre Mutter, nachdem ihre zwei Brüder schon vorher gestorben waren. — Sie verlies nun England ebenfalls und ging nach Dublin, wo sie bald verschiedene ansehnliche Heirathsanträge erhielt, die sie aber sämtlich ausschlug. Bald darauf (1717) starb auch ihre Schwester, deren Vermögen sie erbte. Sie zog nun von Dublin nach Selbridge, einen ihr gehörigem Guthe, einige Meilen von Dublin. Sie schrieb öfters an Swift und erwähnte von neuen der Heirath, er antwortete ihr stets scherzhaft. Endlich drang sie in einem Briefe auf eine entschei-

bende Antwort. Swift schrieb ihr, überbrachte den Brief selbst, legte ihn auf ihren Tisch, kehrte sogleich wieder um, setzte sich aufs Pferd, und ritt wieder nach Dublin.

Wer weis, ob er ihr nicht in diesem Briefe — um sie möglichst zu schonen — gesagt hat, er sey verheirathet, und daß daraus jene Sage entsprungen ist. Gewiß ist es, daß sie nach diesem erhaltenen Briefe nur noch wenige Wochen lebte, ihr Testament, worin sie Swiften zum Erben eingesetzt hatte, änderte, und ihr Vermögen dem Dr. Berkeley, Bischof von Cloyne, und L. Marshall, Königlichen Richter, zweien vortreflichen Männern, vermachte —

Im Jahr 1720 gab er Gullivers Reisen heraus, und nicht lange darauf mehrere kleine Aufsätze, in denen er sich als einen warmen Irländischen Patrioten zeigte, und bei den Irländern, die unter dem Englischen Drucke so sehr litten, außerordentlich beliebt machte. Als im J. 1724 ein gewisser Wood sich das Recht käuflich erschlich, für 180,000 Pf. Kupfermünze zu prägen: schrieb Swift unter dem angenommenen Namen eines Tuchhändlers, Briefe ans Publikum, und warnte es, diese Münze nicht zu nehmen und in Umlauf zu bringen. Wood sah sich

dadurch genöthiget, so sehr er auch von manchem Irländischen und Englischen Großen unterstützt wurde, sein Vorhaben aufzugeben. Kein Mensch wollte die Münze nehmen, und die bereits geprägte wurde wieder eingeschmolzen.

Lord Carteret, der um diese Zeit nach Irland kam, ließ wegen einiger Stellen gegen den Verfasser eine Untersuchung anfangen, und einen Preis von 300 Pf. dem anbieten, der den Verfasser entdecken würde — aber vergebens.

Von dieser Zeit an war Swifts Einfluß auf die Gesinnungen des Irländischen Volks außerordentlich. Er wurde in Polizei-Angelegenheiten, vorzüglich Handlungs- und Manufaktursachen betreffend, überall zu Rathe gezogen. Seinem Vorschlage gemäß wurden von den Kaufleuten und Fabrikanten öftere Zusammenkünfte gehalten. Man beschloß nichts, ohne nicht wenigstens seine Meinung gehört zu haben. Er regierte die Meinung des ganzen Publikums.

Aus mehrern Stellen seiner Schriften sieht man, daß er mit Lord Carteret, der anfangs harte Untersuchungen gegen ihn, als den Verfasser oben gedachter Briefe eines Irländischen Tuchhändlers, anstellte, in der Folge sehr freundschaftlich und vertraut umgegangen ist.

Er reisete zuweilen, vorzüglich in den Jahren 1726 und 1727 noch nach England, und hätte eine dort ihm angebotene Stelle gewiß angenommen, wäre er zehn Jahr jünger gewesen.

Nach dem im letztern Jahre erfolgten Tode der Stella oder Mistres Johnson, war er eine lange Zeit finster und vermied die Gesellschaft seiner vertrautesten Freunde, bis die Zeit allmählig seinen Schmerz stillte, und er sich wieder nach dem Umgange seiner Freunde sehnte. —

So wie Stella die vertrauteste unter seinen Freundinnen war, so war Dr. Sheridan der vertrauteste unter seinen Freunden. Seine Briefe an ihn sind wahre Herzensergießung, je nachdem seine Laune zur Freude und Lust, oder zur Schwermuth gestimmt war.

Mit dem Jahre 1733 nahmen die Zufälle des Schwindels und der Taubheit, denen er schon öfterer ausgesetzt gewesen war, immer mehr zu. Der Ursprung derselben war die Folge einer Magenüberladung, da er einmahl im zwanzigsten Jahre seines Alters unmäßig viel Obst gegessen hatte. — Als er im J. 1736 eine Satire auf das Irländische Parlement verfertigte, bekam

er während der Arbeit einen ſo heftigen Anfall, daß er das Gedicht liegen ließ, und ſich an keine Arbeit weder in Verſen noch in Proſe mehr machte, die ein anſtrengendes und anhaltendes Denken erfoderte.

Das Gedächtniß verließ ihn oft, und er wurde dadurch ſeines Lebens oft überdrüßig. — Demungeachtet war er in Geſellſchaften aufgeräumt, luſtig, in Satiren aber beiſſender und bitterer noch als ehemahls. — Er führte einen ſtarken Briefwechſel, vorzüglich auch mit Popen, mit welchem er ſehr bald vertraute Freundſchaft errichtet hatte, die bis an ſeinen Tod dauerte.

Im Jahr 1741 wurde ſein Kopf immer ſchwächer, und er dabei ſo ungeduldig, daß man nicht lange in ſeiner Geſellſchaft bleiben konnte. Mit Anfang des Jahrs 1742 wurde er faſt ganz wahnſinnig; einen Zuſtand, den er lange befürchtet hatte. — Im Monat Oktober 1742 ſchwoll ſein linkes Auge bis zu der Größe eines Eyes. Er litt vier Wochen hindurch ſo erſtaunende Schmerzen daran, daß fünf Perſonen ihn halten mußten, damit er ſich das Auge nicht ausriß. — So wie der heftige Schmerz vorbei war, wurde er wieder vernünftig, kannte Jeden, und

schien sich völlig zu bessern. Aber diese Besserung war von keinem Bestande. Er fiel nun in eine fast gänzliche Fühl- und Gedankenlosigkeit. Nur in Zwischenräumen war er sich seiner völlig bewußt, und zeigte noch so viel Laune, daß man sah, die Zerrüttung in seinem Kopfe habe seine Geisteskräfte zwar unterbrechen, aber nicht zerstören können. — Ein geschickter Wundarzt behauptete, seine Zufälle wären eine Folge von einer Menge Wasser, das sich in seinem Kopfe über dem Gehirne gesammelt habe, und er erbot sich, ihn zu trepaniren, — aber weder Swift noch seine Freunde, wollten dies geschehen lassen. —

Die Zwischenzeiten des völligen Bewußtseyns waren nicht von langer Dauer. So lebte er bis gegen Ende des Oktobers 1745 und starb im acht und siebzigsten Jahre seines Lebens. In seinem Testamente, das er in J. 1740. kurz vor seiner traurigen Krankheit aufsetzte, vermachte er 1200 Pfund verschiedenen Personen, das Uebrige seines Vermögens aber, welches sich auf 11,000 Pfund belief, bestimmte er zu Erbauung und Anlegung eines Hospitals für Blöde und Wahnsinnige.

Man öffnete ihn nach dem Tode und fand, was der Wundarzt vorausgesagt hatte, in seinem

Kopfe eine Menge Waſſer, wovon ſeine ganze Krankheit hergerührt hatte. Wahrſcheinlich würde er, wenn dieſer Wundarzt ihn trepanirt, und den Kopf von dem Waſſer gereinigt hätte, wenigſtens von den Zufällen des Wahnſinns und der Gedankenloſigkeit befreiet worden ſeyn, wenn gleich ſein hohes Alter ihm wohl keine ſehr lange Lebensfriſt mehr würde verſtattet haben.

Von außerordentlichen und berühmten Männern pflegen meiſtentheils eine Menge Anekdoten mündlich fortgepflanzt und geſammelt zu werden. Auch von Swiften giebt es dergleichen eine große Anzahl. Manchen ſieht man es an, daß ſie Erfindungen müßiger Köpfe — oder doch wenigſtens durch die Sage verunſtaltet worden ſind. Andere haben das Zeugniß von Swifts vertrauteſten und glaubwürdigſten Freunden für ſich. Von dieſen Anekdoten will ich einige anführen, die dieſes berühmten Mannes Geiſt und Herz vortreflich darſtellen.

Swift hatte einen alten Bedienten, Robert Blakeley genannt, den er auch als Schreiber brauchte. Dieſer Bediente wußte, daß Swift Verfaſſer der Briefe eines Tuchhändlers war, und ging an dem Tage, an welchem für den Entdecker des Verfaſſers jener Briefe eine Belohnung von

dreyhundert Pfund ausgesetzt war, aus, ohne sich Erlaubniß auszubitten, kam die Nacht nicht zu Hause, und war am folgenden Mittage noch nicht da. Es war daher zu vermuthen, daß dieser Mensch Swiften angegeben habe und gar nicht wieder kommen würde. Aber den Abend kam Robert wieder zu Hause. Swift ließ — so sehr ihm auch seine Freunde riethen, den Menschen gelinde zu behandeln — ihn sogleich vor sich kommen, befahl ihm die Livree auszuziehen und sich augenblicklich aus dem Hause zu packen. Schurke, sagte er zu dem Menschen, ich weiß, was du thun kannst, aber deshalb werde ich deine Ungezogenheiten nicht dulden. —

Robert gestand auf die demüthigste Weise, er sey betrunken gewesen, aber Swift wollte ihn doch nicht wieder nehmen. — „Behalten Sie mich denn doch wenigstens nur so lange, sagte Robert: bis die Zeit, binnen welcher der Angeber die Prämie von 300 Pf. erhalten soll, vorbei ist, damit ich mich um einen andern Dienst bewerben kann, und nicht durch die Noth gezwungen werde, etwas zu thun, was ich verabscheue.“ — Swift blieb unerbittlich, Robert mußte fort und erhielt von ihm nicht einen Heller Unterstützung. — Sobald aber die Zeit, der für den Angeber be-

stimmten Prämie vorbei war, nahm er ihn nicht nur wieder in seinen Dienst, sondern both ihm ein anständiges und für ihn ehrenvolles Amt an, das jährlich ohngefähr 40 Pf. einbrachte. Aber Robert schlug das Amt aus, und wollte lieber bei ihm bleiben. — Diese Geschichte zeigt, wie entschlossen, fest und unbiegsam, aber auch wie dankbar er für einen erwiesenen Dienst war. —

Freigebigkeit gegen Dürftige, die es verdienten, war ein Hauptzug in seinem Karakter. — Einmahl ging er, da er noch nicht lange Dechant war, des Morgens sehr früh aus und kam vor der Werkstatt eines Nagelschmids vorbei, der mit der Frau sehr emsig arbeitete. Swift blieb stehen, und fragte, wie viel sie wöchentlich wohl verdienten? wie viel Kinder sie hätten? und wie viel Geld in ihrem Geschäfte stecke? — „Ich habe fünf Kinder," sagte der Nagelschmid: „Geld zum Handel hab ich gar nicht, und kann mir auch nichts erübrigen. Die Nagelstäbe muß ich vom Eisenhändler auf Borg nehmen, und also theuer bezahlen, und die Nägel muß ich wieder an ihn zu einem bestimmten Preise verkaufen." — „Wie viel Geld brauchte er nun aber, um sich alles Nöthige

thige zu kaufen wo er wollte, und seine Nägel da wieder zu verkaufen, wo er sie am theuersten bezahlt erhält?" — Der Nagelschmid antwortete, dreyßig Schillinge könnten ihn glücklich machen. — „Wenn ich ihm nun das Geld leihe, sagte Swift, wie würde er mir es wieder bezahlen." — „Alle Woche einen Schilling," erwiederte der Nagelschmid.

„Hier hat er drei Guineen, sagte Swift: und gebe er mir alle Woche einen Schilling wieder; aber sey er mit der Bezahlung pünktlich, als ein ehrlicher Mann, denn das ist der sicherste Weg, um in der Welt fortzukommen." Swift gieng oft vor der Werkstatt wieder vorbei und mahnte den Schmid, den er jederzeit fleißig arbeiten sah, in drei Jahren nicht. — Alsdann aber gieng er zu ihm, fragte ihn, wie er, seine Frau und Kinder sich befänden, ob sein Geschäfte gut gienge, und ob er ihm die drei Guineen wieder bezahlen könnte? — Der Nagelschmid zeigte ihm seine Frau und Kinder, die alle reinlich und anständig gekleidet waren, und setzte dann hinzu: „sein Geschäfte gienge sehr gut, er könne dem Herrn Dechant nicht nur die drei Guineen wieder bezahlen, sondern habe auch dreizehn

Guineen und etwas Silbergeld übrig, welche Summe er sich mit des Dechants Gelde verdient habe, wofür seine Frau und seine Kinder demselben herzlichen Dank abstatten würden.“ —

Swift nahm aber die drei Guineen nicht wieder, sondern gab ihm zur Belohuung seines Fleißes und guten Wirthschaft noch fünf Guineen dazu. Dies bewog ihn, in der Folge an arme fleißige Handwerksleute öfter Geld auszuborgen. —

Seine Einkünfte beliefen sich jährlich auf neun hundert Pfund, diese theilte er in drei Theile. Einen Theil brauchte er zu Bestreitung nöthiger Ausgaben. Einen Theil bestimmte er für Arme von allerlei Ständen, und den dritten legte er zurück zu einem Hospitale für Blöde und Wahnsinnige. — Da er aber ein sehr mäßiges und stilles Leben führte, daß er auch den für sich bestimmten Theil nicht verthat, sondern auch davon vieles weggegeben haben muß, weil er sonst noch ein größeres Vermögen als 11,000 Pf. hätte hinterlassen müssen.

Im Nov. 1709 hatte Dr. Sacheverell in der Paulskirche zu London eine Predigt gehalten,

die man, nachdem sie gedruckt war, als ein Pasquill auf die letzte Revolution, auf die Regierung der Königin Anna, und auf die Protestantische Succession ansah, und der Doktor wurde des Hochverraths angeklagt und gefänglich eingezogen. Es wurde ihm auf drei Jahre alles Predigen untersagt, und die Schrift öffentlich verbrannt. — Nachdem die drei Jahre um waren, hielt der Doktor um eine Pfarre an, aber die Minister bekümmerten sich nicht um ihn. Sacheverell wendete sich schriftlich an Swift, und bat ihn, bei den Ministern doch zu seinem Besten zu reden, daß er die Pfarre erhielt. Swift zeigte den Brief Bolingbroke, der auf Sacheverell sehr böse war, ihn einen unruhigen, bösen, ränkevollen, Aufruhr stiftenden Menschen nannte, der ein Feuer angezündet hätte, das sobald nicht wieder gelöscht werden würde, und daher vielmehr Züchtigung als Hülfe verdiene. — „Das ist wahr Mylord, sagte Swift, aber lassen Sie sich eine Geschichte erzählen.“ — „In einem sehr blutigen Seetreffen zwischen der Englischen und Holländischen Flotte wurde ein Schottischer Matrose von einer Laus scharf in den Nacken gebissen. Er kratzte sich, faßte die Laus und bückte

sich, um sie zwischen den Nägeln todt zu knacken. In dem Augenblicke als er sich bückte, nahm eine Kanonenkugel einigen von seinen neben ihm stehenden Kameraden die Köpfe weg, daß ihm die Hirnschädel und die Gehirne um die Ohren flogen. Dies bewog ihn zum Mitleiden gegen die Laus, setzte sie wieder an ihre Stelle und lies sie da auf Gnade leben. Da sie sein Leben gerettet hatte, war er so dankbar ihr das ihrige zu lassen." — Bolingbroke fing laut an zu lachen und sagte: — Mag die Laus um ihres Histörchens willen leben. — Bald darauf erhielt Sacherevell die Pfarre. —

Ein junger Geistlicher, der Sohn eines Irländischen Bischofs, hatte, ohne seinen Vater, seine Freunde und Verwandte zu fragen, eine geringe Heirath gethan, daß die Familie empfindlich darüber wurde und sein Vater von ihm nichts wissen wollte. — Swift traf den jungen Mann einige Zeit nachher, sprach mit ihm darüber und sagte endlich. „Als ich noch in Lölkenny auf der Schule war, wünschte ich sehnlichst ein eignes Reitpferd zu haben. Nun sah ich einmahl einen armen Kerl eine dürre magre Kracke aus der Stadt führen, um das arme Thier der Haut und

der Hufeisen wegen todt zu stechen. Mich rührte dies. Ich fragte den Kerl, ob er das Pferd verkaufen wolle. — Der Handel war gleich richtig. Ich gab ihm alles Geld, was ich bei mir hatte, welches 18 Pence war. Ich nahm sogleich das Pferd zum großen Aerger mancher meiner Schulkameraden, die mich beneideten, indeß mich andere auslachten. Ich ritt um die Stadt; aber das arme Thier wurde bald müde und legte sich hin. Ich hatte keinen Stall, wohin ich es führen, kein Gras, kein Heu, keinen Haber, womit ich es füttern konnte, und auch kein Geld, Futter zu kaufen. Ich fing an zu heulen und meine Kameraden um Geld zu bitten, aber keiner gab mir was. Das arme Thier verreckte bald darauf und befreite mich von meinem Kummer.“ —

„Ihre Geschichte ist sehr treffend, antwortete der junge Geistliche. Ich fühle es, daß sie auf mich paßt, und ich gesteh es, daß ich mein Schicksal verdiene.“ — Hierbei standen ihm die Thränen in den Augen. — Swift sagte weiter nichts, verwendete sich aber den folgenden Tag mit so gutem Erfolg für ihn, daß man dem jungen Mann eine Pfarre gab, die ihn und seine

Frau nährte, und stiftete alsdann auch wieder Einigkeit zwischen Vater und Sohn.

Eines Sonntags war er bei der Donnybrook-Kirche nicht weit von Dublin, und Dr. Wittingham, Archidiaconus in dieser Diöces blieb sehr lange aus. Dechant Swift gieng in die Kirche, hieng das Korhemd um, fing den Gottesdienst an und las ein Kapitel aus der Bibel vor. Als der Archidiaconus in die Kirche kam und sich dem Pulte näherte, nahm Swift das Korhemd ab, gab es dem Archidiaconus, zeigte ihm den Vers wo er stehen geblieben und sagte, er möchte da weiter fortfahren. Dies machte nicht wenig Aufsehen, und der Archidiaconus der aus der Fassung kam, fragte, was das bedeuten sollte, und wie er den Gottesdienst hätte anfangen können? „Weil Sie die Leute nicht sollten so lange warten lassen, erwiederte Swift: denn manche haben vielleicht ein paar Stunden zu fahren, ehe sie in ihre Wohnungen und zum Mittagsessen kommen, und durch so langes Außenbleiben verderben Sie den Leuten die Mahlzeit.“ —

Einige Zeit vorher, ehe ihm das Gedächtniß anfieng schwach zu werden, besuchte ihn Dr.

Delany eines Morgens und fragte ihn, wie er sich befände. „Ach! antwortete Swift: — Ich bin nicht mehr der Dechant, ich bin nicht mehr was ich war, haben Sie Mitleiden mit mir und beten Sie für mich."

Er fürchtete sich schon viele Jahre vorher, ehe er starb, vor dem Verlust seines Gedächtnisses. Der Gedanke daran machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er in der Schilderung des Struldbrugs in Gullivers Reisen ein sehr starkes Gemählde davon entworfen hat.

Einmahl gieng er mit Dr. Young, den berühmten Dichter, und einigen andern Freunden bei Dublin spatzieren. Er blieb auf einmahl stehen, indeß die andern weiter giengen. Da sie ihn aber nicht folgen sahen, so kehrte Dr. Young um, sah ihn steif wie eine Statue stehen, und ihn an eine hohe Ulme hinanblicken, deren oberſten Zweige welk und dürre waren. — Er zeigte auf den Gipfel und sagte zu Young. — „Ich gleiche dieser Ulme, und werde am Gipfel zuerst verwelken." — Young erzählt diese Anekdote selbst in dem fünften Bande seiner Werke, S. 116.

Swift war übrigens von geſunder Conſtitution, wohlgebaut, von mittlerer Gröſse und regulärer Geſichtbildung, hatte ſehr angenehme Züge, eine ſchöne Naſe, und blaue funkelnde Augen. Er hatte nie nöthig, ſich einer Brille zu bedienen.

Auswahl
der
vorzüglichsten Predigten.

I.
Predigt
über
den Schlaf in der Kirche.

Apostelgeschichte Kap. 20. v. 9.

Es saß aber ein Jüngling, mit Namen Eutychus, in einem Fenster, und sank in einen tiefen Schlaf, dieweil Paulus redete, und ward vom Schlaf überwogen, und fiel hinunter vom dritten Söller, und ward todt aufgehoben.

Ich habe diese Worte des Evangelisten mit Fleiß zu meinem heutigen Text gewählt, um einigen von meinen Zuhörern, wo möglich, auf eine halbe Stunde den Schlaf zu vertreiben, zu dessen gemächlicher Pflege und Abwartung dieser Ort um diese Tageszeit häufig besucht wird.

Es ist in der That ein trauriges Uebel, dem alle Predigten ausgesetzt sind, daß die, welche wegen ihres schlechten Wandels am meisten nöthig hätten, Predigten zu hören, sich am wenigsten darum bekümmern, und aus Trägheit, oder Mislaune, oder Geringschätzung der Religion, oder um von den Herumschwärmen in der Woche ausruhen zu können, entweder ganz wegbleiben, oder, wenn sie kommen, sich mit ganz andern Dingen beschäftigen, und keine Achtung und Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Zweck ihrer Gegenwart wenden.

Der Unfall, welcher dem in unserm Texte erwähnten Jünglinge begegnet ist, scheint seine Nachfolger nicht abzuschrecken. Sie sind nur, weil jetzt die Prediger, so sehr sie auch den heiligen Paul in der Kunst, die Zuhörer in den Schlaf zu bringen, übertreffen, ihm in der Kraft Wunder zu thun weit nachstehen, vorsichtiger geworden, sie wählen sich zu ihrer Ruhe bequemere und sichere Plätze, um dabei keiner Gefahr ausgesetzt zu seyn.

Doch dies ist nicht die einzige Art und Weise, wie die lauen Christen und jetzigen Verächter ihre Gleichgültigkeit gegen das Predigen und ihre Geringschätzung desselben zu erkennen geben. Ich

werde daher diesen Gegenstand jetzt näher erwägen, und meinen Vortrag in vier Theile theilen:

Erstlich werde ich einige Beispiele von der großen Gleichgültigkeit gegen das Predigen anführen.

Zweitens einiger gewöhnlicher Klagen dagegen Erwähnung thun.

Drittens die übeln Folgen einer solchen Gleichgültigkeit und der Geringschätzung des Predigens auseinander setzen, und die wahren Ursachen davon aufdecken, und

Endlich einige Mittel gegen dies sich verbreitende Uebel angeben.

Die Gleichgültigkeit gegen das Predigen zeigt sich auf eine doppelte Weise, nämlich einmahl durch gänzliches Wegbleiben aus der Kirche, und dann durch das Betragen in derselben.

Was das Wegbleiben anbetrifft, so ist keine Ursache so gering, die nicht hervorgesucht wird, die Versäumniß des Gottesdienstes zu entschuldigen. Manche haben das Unglück, am Sonntage immer unpaß zu seyn, und halten die Luft

in der Kirche für äußerst ungesund; bei andern treffen so viele Geschäfte zusammen, daß sie gar nicht hineingehen können; bei Manchen ist das Zuhausebleiben am Sonntage ein Zeichen ihres Verstandes und ihrer großen Kenntnisse; andere bekommen, vorzüglich an diesem Tage, sonderbahre Zufälle, und sind so matt und müde, daß sie sich ins Bette legen; andere bleiben weg, weil sie sich aus dem Gottesdienste nichts machen, und wieder andere halten den Sonntag für einen Tag der Ruhe, der ihnen das Recht giebt, in ihren Häusern zu bleiben, sichs wohl schmecken zu lassen, zu schlafen, und von den Geschäften und Arbeiten der Woche auszuruhen. Das übelste aber ist, daß eben diese Leute solche sind, die des Arztes am meisten bedürfen. —

Nun ein Paar Worte von denen, die zwar in die Kirche kommen, aber ihre Geringschätzung des Predigers durch ihr Betragen in der Kirche deutlich zu erkennen geben.

Wollte man die sämtlichen Zuhörer in einer Kirche nach der Größe ihrer Andacht unter verschiedene Reihen ordnen, wie klein würde die Zahl derer ausfallen, die das Wort Gottes mit derjenigen Andacht anhören, die sie demselben schuldig sind? wie groß hingegen würde die Men-

ge des ausgestreuten Samens seyn, der, nicht in fruchtbare Herzen, sondern neben bei, auf steinigten Boden und unter Dornen fiele? wie klein würde der Boden seyn, der den Samen aufnähme? Ein Prediger kann nicht von seinem Pulpet herabsehen, ohne hier Leute zu erblicken, die immer mit einander flüstern, und durch ihre Mienen und Geberden die Vermuthung erregen, daß sie in solchen Augenblicken ihren Nachbar zum Besten haben.

Andere schwärmen mit ihren Augen und ihrer Fantasie, vielleicht um die unverantwortlichsten Begierden zu befriedigen, in steten Kreisen herum, daß sie gar nicht daran denken, weshalb sie eigentlich da seyn sollten. Die lautesten Töne und Worte des Predigers würden sie auch nicht ein einziges Mahl unterbrechen. — Andere spatzieren mit ihren Gedanken unter eitlen, irdischen, oder unerlaubten Gegenständen herum; andere liegen auf der Lauer, ob sie nicht aus der Predigt etwas aufhaschen, und mit Hülfe ihres Witzes ihren Vorrath und Stoff lächerlicher Gegenstände vermehren können.

Aller dieser Leute Betragen ist indeß doch nichts gegen das Benehmen derer, die in der Kirche schlafen. Opium kann sie in keinen so tie-

sen Schlaf versetzen als eine Nachmittagspredigt. Durch lange Gewohnheit haben sie es dahin gebracht, daß die Worte eines jeden Predigers, wie ein entferntes gleichförmiges Summsen, ihnen das beste Mittel sind, sie in Schlaf zu lullen. Daß aber bloß die Töne des Predigers ihre Seelenkräfte fesseln, ist daraus offenbahr, weil sie alle ganz regelmäßig in dem nämlichen Augenblicke, in welchem der Prediger aufhört, erwachen, und noch ganz dummlich und unter Unschicklichkeiten, die ich zu rügen mich schäme, den Segen empfangen. —

Ich komme jetzt zu dem Zweiten Theile meiner Rede, nämlich zu den Klagen, die gegen das Predigen erhoben werden.

Es ist sehr natürlich, daß solch unverantwortliches Betragen von Christen in dem Hause Gottes, in einer feierlichen Versammlung, während daß ihr Glaube und ihre Pflichten erklärt und vorgetragen werden, den Spöttern und Verächtern der Predigten zu Erfindung mancherlei Entschuldigungen Anlaß gegeben haben. Sie werfen die Schuld bald auf den Prediger, bald auf das Predigen überhaupt. Bei manchem Prediger haben sie an seinem Vortrage, an seiner Stimme, an seinen Mienen, und Geberden

etwas auszusetzen; sie tadeln seine Ausdrücke und Wendungen als gemein, platt, oder unschicklich, und ungereimt, den Inhalt als schwer, oder abgedroschen, oder widrig, oder gar lächerlich und verachtenswerth — oder sie behaupten, der Prediger falle ins Gegentheil, und versteige sich mit seinen übersinnlichen unverständlichen Betrachtungen in hohe nicht zu erreichende Gegenden, häufe leere nichts sagende Begriffe, und schmücke sie mit ungewöhnlichen, den ungelehrten Zuhörern unverständlichen Worten.

Außerdem aber ist ihnen das Predigen überhaupt ein gemeines und bekanntes Gewäsche, sie wissen alles, was ihnen der Prediger sagen kann; sie haben das schon mehr als hundert Mahl gehört. — Sie klagen, daß Prediger nicht verstünden alte abgedroschene Materie durch Witz und Erfindungskraft zu beleben, daß die Kunst, Leidenschaften zu erregen, und ihnen eine Richtung zu geben, wie die alten Redner unter den Griechen und Römern verstanden hätten, ganz verlohren gegangen sey. — Diese und ähnliche Einwürfe haben Leute, die das Predigen als eine thörigte und unnütze Sache verachten, fast beständig auf der Zunge. Laßt uns jetzt die Richtigkeit der Einwürfe untersuchen.

Die Lehre, die alle Prediger vortragen, ist eine und dieselbe. Aber die Art, sie vorzutragen, hängt von Geschicklichkeiten und Fähigkeiten ab, die bei Predigern eben so verschieden, wie bei andern Menschen sind. Haben deshalb diese Leute nun wohl recht? Bedenken sie wohl, aus welchem Gemische jede Versammlung von Zuhörern besteht, deren Geschmack und Urtheil so verschieden ist? Bedenken sie wohl, daß selbst der Geschmack eines jeden zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ist? Eine Rede so einrichten, daß sie allen gefällig und recht sey, geht über den Kreis menschlicher Fähigkeiten und Kenntnisse. Witz und Beredsamkeit sind glänzende Eigenschaften, die Gott nur sehr wenigen in großem Grade ertheilt, und man trifft sie unter den Menschen von allerlei Ständen eben so selten an, als große Reichthümer und Ehrenstellen. — Ist das Predigen aber eine alte und längst abgedroschene Sache, womit jene Leute so bekannt sind; desto mehr Schande für sie, daß sie dadurch noch nicht gebessert worden sind — Was werden aber diese Leute, deren Ohren so delikat sind, daß sie keinen einfachen schlichten Vortrag ertragen können, welche einen so viel tausend Mahl behandelten Gegenstand durch Witz und Beredsamkeit ausgeschmückt wissen wollen, sagen, wenn wir die nämlichen Vorwürfe gegen sie gebrauchen, da

alle ihre ungezogenen und profanen Reden über so viele tausend Gegenstände in nichts als ermüdenden Wiederhohlungen, unbedeutenden, gemeinen, ekelhaften, bekannten abgenutzten und handgreiflichen Gemeinsprüchen bestehen, daß sie damit, wenn sie solche bei andern Gelegenheiten als bei muthwilligen Dingen und Verbreitung des Lasters äußerten, ausgezischt werden würden. —

Auch kann man Prediger nicht tadeln, daß sie sich um die weltliche Beredsamkeit, Leidenschaften zu erregen, nicht bekümmern; weil dies nicht das Geschäft des christlichen Redners ist, der nur auf Glauben und Vernunft wirken soll — Jede andere Beredsamkeit ist nichts als Täuschung, um die menschlichen Leidenschaften gegen Wahrheit und Gerechtigkeit zum Vortheil einer Partie einzunehmen, sie ist die Kunst, falsche Farben aufzutragen und durch einnehmende, glatte Worte das Schlechtere für das Bessere wählen zu machen. Dies ist aber bei der christlichen Beredsamkeit nicht erlaubt; und daher sprach Paulus nicht mit auserlesenen, lockenden Reden menschlicher Weisheit, sondern in Anweisung des Geistes und der Kraft. Und vielleicht war dies der Grund, warum der junge Eutychus, der an Griechische Beredsamkeit ge-

wöhnt war, vor langer Weile und Ueberdruß in festen Schlaf fiel. —

Jetzt will ich zum dritten Theile übergehen, nämlich zu dem Uebel, das aus Vernachläßigung und Geringschätzung des Predigens entsteht, und will zugleich die Ursachen aufdecken, aus denen es entspringt.

Ich glaube: es muß bald einleuchten, daß Vernachläßigung der Predigten sehr viel zu dem Verfall der Religion unter uns beigetragen hat, wozu noch kommt, daß einige Leute den geistlichen Stand so gering achten; denn der, dessen Reden man nicht achtet, muß selbst nicht sehr geachtet werden. Dies ist eine Hauptursache der Verbreitung des Unglaubens und der Unsittlichkeit unter uns. Die Religion verliert durch Lächerlichmachung, wie jede andere Sache, alles Ansehn.

Der Widerwille gegen das Predigen kann vielleicht anfangs von Leuten herrühren, deren Ohr sehr ekel und deren Geschmack sehr verfeinert war. Jetzt aber hat sich dies Uebel unter allen Ständen, und unter beiden Geschlechtern verbreitet. Denn da das Schlafen, Plaudern und Lachen einem Tadler Stoff genug geben,

so können auch die Unwissendsten bald Anlasse zum Tadel finden. — Auf diese Weise sind unsere äußersten Bemühungen, die Menschen zu bessern, ganz unnütz. — Wenn es nun aber vollends für etwas kluges gehalten wird, und zum guten Ton gehört, Predigten gar nicht zu besuchen — Was ist alsdann zu thun? — Der Gleichgültigkeit gegen das Predigen kann man die große Unwissenheit in den Grundsätzen der Religion zuschreiben, die man unter uns bis zum Erstaunen, so gar bei Personen antrifft, die sich in andern Dingen sehr klug und einsichtsvoll dünken, obgleich eine solche Unwissenheit bald in die Augen fällt, und selbst bei den geringsten nicht zu entschuldigen ist, wenn man bedenkt, welchen Nutzen die Kenntniß unserer Pflichten hervorbringt.

Alle Arten von Laster haben dadurch zugenommen, denn vergebens eifert man gegen die Sünden eines Volks, dessen **Herz verstockt ist, dessen Ohren dicke sind, und dessen Augen nicht sehen.** Christus erweckt daher in seinen Reden das Volk, und seine Jünger selbst, zur Aufmerksamkeit mit den Worten auf: **Wer Ohren hat zu hören, der höre.**

Unter allen Aeußerungen von Gleichgültigkeit gegen das Predigen ist indeß keine so schäd-

lich, als das Schlafen in dem Hause Gottes. Ein Verächter hört doch zuweilen Wahrheit und Vernunft, und kann vielleicht zu rechter Zeit noch in sich gehen. Ein Ungläubiger hat Anlaß, die Bisse eines schuldigen Gewissens zu fühlen. Ein Mensch, dessen Gedanken und Augen unter andern Gegenständen herumirren, kann vielleicht durch ein einziges Wort zur Aufmerksamkeit gereizt werden. Aber ein Schläfer verschließt alle Zugänge zu seiner Seele. Er gleicht einer todten Schlange, die nicht hört auf die Stimme des Zauberers, zaubert er auch noch so geschickt. Man könnte eben so gut zu dem Grabe reden, das unter seinen Füßen ist.

Das größte Uebel bei dieser Gleichgültigkeit erkennt man, wenn man die wahren Ursachen untersucht, aus welchen sie entspringt. Die erste, glaube ich, ist ein böses Gewissen. Viele Menschen kommen in die Kirche, um entweder den Namen eines guten Christen nicht zu verliehren, oder um ihn zu erlangen, oder um nicht Sonderlinge zu scheinen und wider eine einmal hergebrachte Gewohnheit zu verstoßen, behalten aber dabei immer ihre alten eingewurzelten Sünden. Diese Menschen können nun freilich nichts anders als Drohungen und Strafen in Predig-

ten hören, in welchen ihnen ihre Sünden, und die ewigen Strafen als Lohn derselben mit einleuchtenden Farben vorgemahlt werden. Es ist daher kein Wunder, wenn sie ihre Ohren verstopfen, ihre Gedanken hinweg wenden und, statt die Hölle in sich rege zu machen, lieber einen andern Zeitvertreib suchen.

Eine andre Ursache ist ein an irdischen Dingen hängendes Herz. Menschen, deren Seelen eine ganze Woche hindurch an irdische Dinge gefesselt gewesen sind, können sich von diesen Fesseln nicht so plötzlich losreißen, und ihre Aufmerksamkeit auf eine Rede wenden, deren Inhalt von dem, woran ihr Herz hängt, so ganz verschieden ist. Sprecht zu einem Wucherer von Liebe, von Mitleiden, von Wiedererſatz, ihr sprecht zu einem Tauben. Sein Herz und seine Seele schweben unter seinen Geldsäcken, oder er ist in tiefem Schlaf vergraben, und traumt von Pfändern. Sprecht zu einem Juristen, daß zuviel irdische Sorgen allen guten Saamen ersticken, daß man sich nicht mit zu vielem beschäftigen solle, daß er auch auf das Heil seiner Seele denken müsse, so werdet ihr zwar seinen Körper vor euch sehen, aber sein Geist ist bei seinen Klienten und Akten und denkt darauf, wie er eine böse Sache vertheidigen, oder eine gute ver-

drehen will, oder er nippt die Zeit in Schlummer hinweg.

Eine dritte Ursache der Vernachläßigung und Verachtung des Predigens entspringt aus der Gewohnheit einiger die Religion herabzuwürdigen. Da es ihnen nur darum zu thun ist, Untugend zu verbreiten, so haben sie sich eine Fertigkeit in possenartigen Einfällen erworben, die sie stets bei der Hand haben, und damit den stärksten Gründen zu Tugend und Sittlichkeit Stöße versetzen. Sie haben ganze Taschen voll Spåschen für jede Predigt, für jeden Prediger, und können über den nämlichen Gegenstand, so oft als sie Lust haben, außerordentlich witzig seyn.

Jetzt will ich einige Mittel gegen dieses große Uebel vorschlagen.

Ein vorzügliches Mittel gegen die Herabwürdigung des Predigens ist die Erwägung des eigentlichen Zwecks desselben. Manche setzen ins Kirchengehen ein außerordentliches Verdienst, ob sie gleich keinen andern Zweck, als den einer guten Unterhaltung damit verbinden, und sich daher in ihrer Hoffnung gemeiniglich getäuscht finden. Die jetzt herrschende Neigung unter Leuten von allen Gattungen nach dem zu rennen,

was man eine gute Predigt nennt, als ob Predigten eine Art Zeitvertreib oder Belustigung seyen, ist daher sehr unschicklich. Der Zweck des Kirchengehens ist ein ganz anderer, nämlich entweder durch Predigten etwas zu lernen, oder wenigstens sich dadurch an seine Pflichten erinnern, die vorgetragenen Lehren und Vorschriften mit unsern Handlungen und unsern Lebenswandel zu vergleichen, und zu forschen, wenn, und wo wir sie übertreten haben. Mit solchen Gesinnungen sollten Menschen zum Hause Gottes gehen, und alsdenn würden sie sich um die Wahl und Schönheit der Ausdrücke, um die Geschmeidigkeit und Gefälligkeit der Wendungen wenig bekümmern, die Fehler und Mängel des Predigers nicht sorgfältig aufsuchen, sondern nur auf die Besserung ihrer eignen denken.

Ein anderes Mittel gegen die Herabsetzung des Predigens ist die Erwägung, ob es nicht billig sey, die Fähigkeiten eines Predigers mit mehr Milde, als gewöhnlich geschieht, zu beurtheilen? Ausgesucht schöne Schreibart, hohe Flüge der Einbildungskraft können nicht eigentliche Beschäftigungen eines jeden Predigers seyn, da sie ohnehin nur Gaben seltner Männer sind. In so vielen Schriften und Abhandlungen ist man mit reifen Gefühlen und richtigen Vernunftgrün-

den zufrieden, und doch trifft man diese, nach der gewöhnlichen Beschaffenheit menschlicher Köpfe, nicht zu oft an. Warum man also überlecker ist, und Beredsamkeit da erwartet, wo sie nicht nothwendig, ja auch nicht zweckmäßig ist, kann ich nicht absehen.

Endlich würden die Verächter des Predigens wohl thun, wenn sie erwögen, daß man sich leicht die Fertigkeit, etwas lächerlich zu machen, erwerben, und sie bei allen Dingen in der Welt anwenden kann. Dadurch aber, daß eine Sache irgend eine Seite hat, von der man sie in ein possierliches Licht stellen kann, wird sie um nichts schlechter; sie könnte vielmehr aus dem nämlichen Grunde weit vollkommener seyn, da wir wissen, daß die vortreflichsten Stücke mit großem Erfolge so behandelt worden sind. Es kann Jeder in seinen Gedanken auf den Kopf eines Weisen eine Narrenkappe setzen, und alsdann über seinen eignen Einfall lachen. Ich glaube, es ist in der Welt nichts leichter als solche Einfälle schaffen und dann darüber zu lachen. Wenn die Vereinigung dieser beiden Gaben eine Sache in Verachtung bringen könnten, so möcht' ich wohl wissen, was am Ende daraus noch für Folgen entstehen könnten.

Ich

Ich eile zum Schlusse — Meine gegenwärtigen Betrachtungen können auf einen Wachenden wohl einige Wirkung haben — Was für Gründe sollen wir aber gegen einen Schlafenden gebrauchen? Wie soll man es anfangen seine Augen offen zu erhalten? Werden gewöhnliche höfliche Vorstellungen ihn auf andere Gedanken bringen? — Bekanntlich wird es für sehr unschicklich gehalten, in Gegenwart fremder Gesellschaft zu schlafen, obgleich bei ekelhaften, unnützem Geplauder mancher Schwätzer der Schlaf eher zu entschuldigen wäre, als bei der abgeschmacktesten Predigt. Man hält es für nichts, vier Stunden bei Spielen zuzubringen, wo Tugend und Religion ungescheut angegriffen werden, und getraut sich nicht, eine halbe Stunde zu wachen, ihre Vertheidigung anzuhören. Heißt dies als ein Richter, (ich meine als ein gerechter Richter) handeln, wenn man eine Partei anhört, und bei der andern in Schlaf fällt?

Jetzt will ich nur noch ein Wort hinzufügen — nämlich daß diese unschickliche Faulheit, wodurch der halbe Gottesdienst zur Sünde gemacht wird, vorzüglich aus dem jetzigen Aufwande der übertrieben besetzten Tafeln entspringt —

Die Menschen theilen ihre Zeit zwischen Gott und ihrem Bauche, wenn sie nach einer schwelgerischen Mahlzeit mit schläfrigen und betäubten Sinnen ins Haus Gottes gehen, um dort ihre Nachmittagsruhe zu halten. Wahrlich, meine Freunde, dies sollte nicht seyn.

Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Und Gott gebe uns allen Gnade, sein heiliges Wort zum Heil unserer Seelen anzuhören, und aufzunehmen.

2.
Ueber die Pflicht der wechselseitigen Unterthänigkeit.

1. Petr. 5, 5.

Allesamt seyd unterthan unter einander.

Der Apostel giebt an verschiedenen Orten dieser Epistel den Christen Vorschriften über die Pflicht der Unterthänigkeit oder des Gehorsams gegen die Obern. Er zeigt in einigen einzelnen Fällen, wie sich Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, Kinder gegen Aeltern, Knechte gegen ihre Herren, Weiber gegen ihre Männer, und Junge gegen Alte verhalten sollen. Zuletzt aber zieht er in den Worten meines Textes alle jene besondern Pflichten in dem einzigen Satze zusammen: Allesamt seyd unterthan untereinander. Dieses Gesetz klingt anfänglich etwas sonderbar. Es scheint nämlich, als ob man von zwei Personen nicht sagen könne, daß sie wechselseitig einander unterthan seyn sollen, weil nur Niedere ihren Obern unterthänig seyn könnten. — Allein Paulus drückt sich an verschiedenen Orten auf die

nämliche Weise aus. Er ermahnt z. B. die Römer *), daß sie, einer dem andern mit Ehrerbietung zuvorkommen sollen. Zu den Philippern **) sagt er: Achtet durch Demuth, einer den andern höher als sich selbst, und zu den Ephesern ***): Seyd unter einander unterthan in der Furcht Gottes.

Wir sehen also, daß zwei große Apostel allen Christen die Pflicht der wechselseitigen Unterthänigkeit empfehlen. Vorzüglich aber müssen wir in der vor uns habenden Epistel bemerken, daß Petrus, nachdem er die verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Menschen z. B. Obrigkeiten und Unterthan, Herren und Knechte, Aeltern und Kinder u. s. w. mit einander stehen, durchgegangen ist, keine Ausnahme unter den verschiedenen Ständen macht, sondern alle sämtlichen Pflichten in dem allgemeinen Gebot zusammenfaßt: Seyd unterthan untereinander; woraus wir schließen können, daß diese Unterthänigkeit, die alle Menschen einander wechselseitig schuldig, etwas mehr enthalten müsse als der gewöhnliche Höflichkeitsausdruck, den Vornehmere so oft im Munde führen, wenn sie zu sagen belieben, sie seyen unsere unterthänigen

*) Röm. 12, 10.
**) Philipp. 2, 3.
***) Eph. 5, 21.

Diener, uns aber dabei immer als ihre Skla-
ven ansehen.

Ich weis sehr wohl, daß einige Ausleger diesen Text von der Demuth, von den Pflichten der Gutthätigkeit, der wechselseitigen stillen Ermahnungen, und der Geduld in Ertragung gegenseitiger Schwachheiten verstehen, und es ist wahrscheinlich, daß der Apostel auf alle diese Pflichten auch mit gezielt hat; sehr viele gelehrte Ausleger sind aber auch der einstimmigen Meinung, es liege etwas mehr in diesen Worten. Nimmt man sie auch nach dem schlichten natürlichen Sinne, und vergleicht sie mit dem Anfange des Verses, der folgendermaßen lautet: **Desselbigen gleichen ihr Jungen, seyd unterthan den Aeltesten. Allesamt seyd unterthan untereinander,** so ergiebt sich, daß eine wechselseitige Unterthänigkeit statt finden müsse, die alle Menschen gegeneinander auszuüben verbunden sind, und die durch keine Macht, keinen Vorrang und kein Ansehn aufgehoben werden können.

Gleichwie Gott alle Werke der Natur so eingerichtet hat, daß sie Nutzen schaffen, und gewissermaßen einander wechselseitig zur Stütze dienen sollen, wodurch das ganze Weltgebäude unter seiner Vorsehung aufrecht und im Stande erhalten wird, so hat er auch unter uns Menschen

jedem seinen besondern Standpunkt angewiesen, worin wir zum Besten der ganzen menschlichen Gesellschaft, so weit als unsere Kräfte reichen, wirken sollen. Wer nun nach Verhältniß seiner Kräfte und der ihm vorkommenden Gelegenheiten, die ihm obliegenden Pflichten zu Beförderung des allgemeinen Besten nicht befolgt, ist nicht nur ein unnützes sondern auch ein schädliches Glied des gemeinen Wesens, weil er einen Theil des Nutzens zieht, aber den Theil der Last, den er tragen sollte, andern auflegt. Dies ist die wahre Hauptursache des meisten Elends und Unglücks im menschlichen Leben. Denn Weise, die mit ihrem Rathe, Große, die mit ihrem Schutze, Reiche, die mit ihrer Mildthätigkeit, und Arme, die mit ihrer Arbeit nicht Hülfe leisten wollen, sind eine wahre Pest für den Staat. In den Augen Gottes ist kein Stand vornehmer als der andre. Gott sieht, wie er uns versichert, nicht die Person an. Er hat eine und dieselbe Seligkeit für alle Menschen zubereitet, und hat diese nur auf verschiedene Wege und Posten gestellt, um sich solche zu erwerben. Fürsten werden nicht mit mehr Stärke oder Weisheit gebohren als andre Menschen, ja durch unglückliche Erziehung besitzen sie von beiden gewöhnlich weniger als tausende ihrer Unterthanen. Sie hängen in Ansehung der nothwendigsten Bedürfnisse

von den geringsten ihrer Unterthanen ab. Außerdem wurden auch Gehorsam und Unterwerfung nie von Gott befohlen, um die Leidenschaften, Lüste und Eitelkeiten derer zu befriedigen, die diese Unterwerfung von uns fodern. Gehorsam gegen Obrigkeit ist uns deshalb befohlen, weil Ungehorsam in einem Staate Unruhe erzeugen würde: und eben so sollen Knechte ihren Herren, Kinder den Aeltern, Weiber ihren Ehemännern unterthänig seyn, nicht weil Gott sich gewisser Personen vorzüglich annimmt, sondern weil sonst in den Familien lauter Verwirrung entstehen würde.

Diese Materie wird noch klärer und deutlicher, wenn wir das Gleichniß betrachten, welches Paulus von der christlichen Kirche und dem menschlichen Körper giebt, und das nicht nur auf Familien und Königreiche, sondern auf die allgemeine menschliche Gesellschaft paßt. Das Auge, sagt er: kann nicht sagen zur Hand, ich bedarf deiner nicht, oder wiederum das Haupt zu den Füßen, ich bedarf eurer nicht, sondern die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu seyn, sind die nöthigsten. Und die uns dünken, die unehrlichsten zu seyn, denselben legen wir die meiste Ehre an, und die uns übel anstehen, die schmücket man, und so ein

Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.

So verhält es sich genau mit der menschlichen Gesellschaft. Der Fürst kann nicht zum Kaufmann sagen: Ich bedarf deiner nicht, noch der Kaufmann zum Arbeiter: Ich bedarf deiner nicht. Vielmehr sind die Glieder, welche die schwächsten zu seyn scheinen, die nothwendigsten. Die Armen sind weit nöthigere Glieder des Staats als die Reichen. Dies zeigt deutlich, daß Gott denen, welchen er Güter verleiht, diese Güter nicht um ihrer selbst willen giebt, sondern jedem einen besondern Standpunkt anweiset, um von da aus nützlich zu seyn, und dies aus der Ursache, wie der Apostel sagt, auf daß nicht eine Spaltung im Leibe sey.

Hieraus können wir zum Theil die Beschaffenheit derjenigen Unterthänigkeit abnehmen, die wir einander schuldig sind. Es hat Gott beliebt, uns hier in einen unvollkommenen Zustand zu setzen, in welchem wir beständig einer des andern Hülfe bedürfen. Es ist kein Mensch so gering, der nicht irgend eine Fähigkeit besitzen sollte, wodurch er dem Größten einen Dienst leisten könnte, und keiner ist so groß, der nicht der Hülfe des Geringsten benöthiget wäre.

Aus dem bisher gesagten leuchtet klar und deutlich hervor, daß kein Mensch in den Augen Gottes vor dem andern einen größern Werth hat, als in so fern Jemand einen bessern und frommern Wandel führt; daß ferner Macht, Reichthümer und ähnliche äußere Vortheile so wenig Kennzeichen einer vorzüglichen göttlichen Gnade gegen die sind, denen sie zu Theil geworden, daß er sie vielmehr denen, welche die wenigsten Ansprüche darauf haben, aber am meisten suchen, und aufhäufen, gern überläßt. Zufolge dieser Gleichheit, worin Gott alle Menschen in Ansehung ihrer selbst gesetzt hat, werdet ihr bemerken, daß sich in allen Beziehungen, in welchen die Menschen untereinander stehen, eine gegenwechselseitige Abhängigkeit findet, welche macht, daß keiner ohne den andern sich erhalten kann. So kann Niemand ein Fürst seyn ohne Unterthanen, noch ein Herr ohne Knechte, noch ein Vater ohne Kinder. Dieses beides dient sowohl zur Erklärung als zur Bestätigung der in unserm Texte enthaltenen Lehre. Wo nämlich wechselseitige Abhängigkeit ist, da muß es auch wechselseitige Pflichten und auch eine wechselseitige Unterthänigkeit geben. Der Unterthan muß seinen Fürsten gehorchen, weil Gott es befohlen hat, menschliche Gesetze es erfordern und die Sicherheit des Staats es nothwendig macht.

Aus den nämlichen Gründen müssen wir allen gehorchen, welche rechtmäßige Gewalt über uns haben, und uns nicht nur den Guten und Gelinden, sondern auch, den Wunderlichen unterwerfen, sie mögen nun nach unserm Gefallen regieren oder nicht. Hingegen sind in solchen Ländern, die auf Freiheit Anspruch machen, die Fürsten den Gesetzen unterworfen, die das Volk gemacht hat, sie sind verpflichtet, die Freiheit, das Eigenthum und die Religion der Unterthanen zu schützen, ihre Bittschriften anzunehmen und ihren Beschwerden abzuhelfen, so daß der beste Fürst nach der Meinung weiser Männer nichts als der größte Diener des Volks ist, und nicht so wohl des Volks überhaupt, sondern gewissermaßen eines Jeden im Volke. Eben so ist ein Knecht seinem Herrn Gehorsam, Fleiß und Treue schuldig, wofür er wieder Schutz, Unterhalt und gute Behandlung mit Recht fordern kann. Ja selbst der arme Bettler hat gerechten Anspruch auf ein Almosen des Reichen, der sich des Diebstahls, der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung schuldig macht, wenn er nicht nach seinen Kräften der Armuth zu Hülfe eilt.

Nirgends aber ist diese Unterthänigkeit, die wir alle einander schuldig sind, so nothwendig als im Umgange des gemeinen Lebens. Ohne

sie fände gar keine Gesellschaft statt. Wenn der Gelehrte sich nicht zuweilen zu dem Unwissenden, der Weise zu dem Einfältigen, der Gütige zu dem Eigensinnigen, das Alter zu den Schwachheiten der Jugend herablassen wollten, so würde in der Welt nichts als Hader und Streit seyn. Dies hat unser Heiland durch sein eigen Beyspiel bewiesen, denn er erscheint in der Gestalt eines Knechts, und wäscht seinen Jüngern die Füße, wobei er die merkwürdigen Worte sagt: „Ihr heißt mich Meister und Herr, und saget recht daran, denn ich bins auch. So ich nun euer Meister und Herr euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen.

Dieser Ausdruck des Fußwaschens begreift aber alle jene Unterthänigkeit, jene Hülfe, Liebe und Pflicht, welche jeder gute Christ seinem Nächsten schuldig ist, in was für einen Stand Gott ihn auch gesetzt hat; denn der größte Prinz und der geringste Sklave sind nicht durch solche unendliche Grade von einander unterschieden als unser Heiland und seine Jünger, denen er die Füße zu waschen sich herablies.

Ob nun gleich diese Lehre von der wechselseitigen Unterthänigkeit eines gegen den andern dem Stolze und der Eitelkeit mancher Menschen zuwider seyn kann, und denen, welche die Grö-

ße ihres Werthes nach der Größe ihrer Hoheit oder ihres Reichthums schätzen, hart zu verdauen seyn mag, so ist sie doch eben das, was die Menschen bei andern Gelegenheiten gegen einander beobachten. Denn wenn unser Nächster, der geringer ist als wir, uns besucht, so stehen wir auf, ihn zu empfangen, wir lassen ihn oben an sitzen und behandeln ihn, als wenn er mehr wäre als wir. Ein solches Betragen hält man für anständig und nothwendig; es gehört zur guten Lebensart. Nun besteht die Pflicht, die der Apostel von uns fordert, darin, daß wir sie ausdehnen, alle unsere Handlungen ohne Unterschied anwenden, und uns stets so benehmen sollen, wie wir uns gewöhnlich im gemeinen Leben betragen, zumal da unser Heiland uns sagt, daß Jeder unser Nächster ist, und da wir im Punkt der Höflichkeit so bereit sind, andern, wenn sie uns besuchen, den Vorzug in unsern Häusern einzuräumen, wo wir doch allein einiges Recht haben, unsere Herrschaft auszuüben.

Nachdem ich euch bisher gezeigt habe, was für eine Art von Unterthänigkeit es ist, die alle Menschen einander schuldig sind, und wie wir sie ausüben sollen, so will ich jetzt aus dem bisher gesagten noch einige Anmerkungen ziehen.

Erstens. Eine durchgängige Ausübung dieser Pflicht, sich wechselseitig in die Mängel und

Schwachheiten zu fügen, würde das Laster des Hochmuths gänzlich in uns ersticken.

Denn, wenn es Gott beliebt, mir Pfunde anzuvertrauen, nicht bloß zu meinem eignen, sondern auch um andrer Besten willen, und mir zugleich eine Menge Mängel und Bedürfnisse gelassen hat, welche andere wiederum mir gewähren müssen, so kann ich keine Ursache haben, einen außerordentlichen Werth in mich selbst zu setzen, oder meinen Bruder deshalb zu verachten, weil er nicht so viele Pfunde hat, als mir geliehen worden sind. Seine Person kann wahrscheinlich dem gemeinen Wesen so nützlich seyn, als meine, und ich kann daher nach den Grundsätzen auf keine Weise einen Vorzug vor ihm haben.

Zweitens. Aus dem, was gesagt worden, ist klar, daß kein Mensch die äußerlichen Vortheile im menschlichen Leben, als Reichthümer, Ehre, Macht, und ähnliche Gaben, als Eigenthum ansehen, sondern bloß als ein ihm anvertrautes Gut, welches Gott ihm überlassen, um es zum Besten seiner Brüder zu gebrauchen. Und Gott wird die untreue Verwaltung gewiß strafen, wenn gleich die bürgerlichen Gesetze es nicht thun, und auch nicht können, weil er allein dies Gut dem Menschen anvertrauete, und es der weltlichen Macht nicht überlassen hat, auf

eine untrügliche Art zu entscheiden, ob Jemand einen guten Gebrauch davon gemacht hat oder nicht, oder ihn zu strafen, wenn er fehlt. Und daher scheint Gott die Entscheidung dieser Sache für sich behalten zu haben, und er wird uns gewiß belohnen oder strafen, je nachdem wir das uns anvertraute Gut gebrauchen.

Ob nun gleich Jemand die äußern Vortheile, von denen ein Mensch mehr als ein andrer besitzt, in gewissem Sinne und in Hinsicht auf andere als sein Eigenthum ansehen kann, so sind sie doch in Hinsicht auf Gott, wie ich schon gesagt habe, nur anvertraute Güter, welches auch aus folgendem erhellet: Wenn ein Mensch diese Vortheile nicht zum Besten des gemeinen Wesens oder zum Besten seines Nächsten anwendet, so ist gewiß, daß er sie nicht verdient, und daß Gott sie auch nicht zu einem Segen für ihn bestimmt hat. Wer hingegen die ihm verliehenen Pfunde so gebraucht, als er soll, der wird aus eigner Erfahrung finden, daß sie ihm zum Besten anderer gegeben worden, denn er wird sie auch zum Besten anderer anwenden.

Drittens. Wenn wir alle bewogen werden könnten, diese Pflicht der wechselseitigen Unterthänigkeit auszuüben, so würde dies gewiß nicht wenig zur allgemeinen Glückseligkeit des Menschengeschlechts beitragen. Denn das wür-

de gewiß allen Neid und alle Bosheit aus dem Herzen der Menschen ausrotten. Ihr könnet z. B. gewiß eures Nächsten Stärke nicht beneiden, wenn er sie braucht, euer Leben zu vertheidigen, oder eure Lasten zu tragen. Ihr werdet seine Weisheit nicht beneiden, wenn er euch damit guten Rath ertheilt; nicht seine Reichthümer, wenn er euren Bedürfnissen abhilft; nicht seine Hoheit, wenn er sie zu eurem Schutze braucht. Die Unglückseligkeiten dieses Lebens entspringen nicht eigentlich aus der ungleichen Austheilung der Güter, aber Gott der Allmächtige, der König der Himmel, wird eben so behandelt, wie die Könige der Erde, die bei den besten vorhabenden Absichten oft die schändlichsten Minister und Haushälter haben, von denen gemeiniglich diejenigen die nichtswürdigsten sind, welche die meisten Pfunde haben.

Aber hier ist nur der Unterschied, daß die Fürsten dieser Welt mit anderer Leute Augen sehen. Gott aber selbst alles siehet. Wenn er daher geschehen läßt, daß seine Geschenke Unwürdigen zu Theil werden, so können wir sicher daraus schließen, daß er die Absicht hat, eine böse Welt so wohl, als die Besitzer damit zu strafen. Es wäre gut, wenn diejenigen dies erwägen wollten, denen Reichthümer nur zum Sporn des Geizes, oder zu Werkzeugen ihrer

Lüste dienen, deren Weisheit nur von dieser Welt ist, um den Dingen einen falschen Anstrich zu geben, das Gute bös, und das Böse gut zu heißen, gegen ihr eigen besser Wissen und Gewissen, und die endlich ihre Macht und ihr Ansehn zu Unterdrückung und Ungerechtigkeit anwenden, indem sie von Personen und Sachen falsche Vorstellungen machen, und Böse zum Verderben der Unschuldigen schützen.

Viertens. Die Ausübung der Pflicht der wechselseitigen Unterthänigkeit würde in den mancherlei Stationen des Lebens, in die uns Gott zu setzen beliebt hat, nicht zufrieden machen, weil sie uns auf die beste Weise in jenen frühen Zustand des Evangeliums zurückführen würde, wo die Christen alle Dinge gemein hatten. Denn wenn der Arme den Reichen geneigt fände, seinem Mangel abzuhelfen, oder wenn Schwache allezeit Schutz bei den Mächtigen fänden, so könnte keiner sich mit einigem Schein sich über seinen eignen Zustand beklagen.

Aus allem, was bisher gesagt worden, erhellet, daß große Gaben jeder Art, wenn sie nach göttlichem Willen angewendet werden, ihre Besitzer zu größern und mühsamen Dienern ihrer Nächsten und des gemeinen Besten machen. Doch können wir daraus auf keine Weise schließen,

daß

daß sie nicht in den Händen der Guten zu wahren Segen werden. Denn was kann größere Ehre seyn, als zu einem Haushalter und Verweser der göttlichen Güte gegen das menschliche Geschlecht gewählt zu werden? was kann einem edlen Gemüthe mehr Vergnügen und Ruhe gewähren, als ein Werkzeug zu vielem Guten zu seyn? dem, nächst Gott eine große Zahl von Menschen ihren Unterhalt, ihre Sicherheit, ihre Gesundheit und gute Führung des Lebens verdanken? Der schlechteste Mensch auf der Erde findet ein Vergnügen darin, denen Gutes zu thun, die er liebet, und ein guter Christ, der dem Gebote unseres Heilandes, alle Menschen zu lieben, gehorcht, muß selbst Vergnügen darin finden, seinen Feinden Gutes zu thun. Gott, der dem Menschen alles giebt, kann von keinem etwas empfangen, und diejenigen Menschen, die am meisten Gutes thun und am wenigsten Dank dafür erhalten, werden darin dem Schöpfer am meisten ähnlich. Paulus führt es daher als einen Spruch des Heilandes an: **Geben ist seliger, denn Nehmen.** Was muß, diesem Spruche zufolge, aus den Dingen werden, welche die Welt für die größten Segnungen hält, als Reichthümer, Macht und dergleichen, wenn unser Heiland deutlich erklärt, daß die beste

Weise, sie zu Segen zu machen, sey, sie hinzugeben.

Ob nun gleich die äußern Vortheile, welche einer vor dem andern hat, Segen genennt werden können, so sind sie es doch nicht in dem Sinne, in welchem die Welt gewöhnlich dies Wort nimmt. So sind z. B. große Reichthümer an und für sich kein Segen, weil der Arme bei dem Besitz der gewöhnlichen Lebens-Bedürfnisse mehr Gesundheit genießt, und ohne sie weniger Sorgen hat. — Wie können sie also nun wohl zum Segen werden? Auf keine andere Weise, als wenn man sie anwendet, Hungrige zu speisen, Nackende zu kleiden, Würdige zu belohnen, mit einem Wort, gutthätige und edle Handlungen auszuüben. So sind ebenfalls Macht und Ansehn an und für sich kein Segen, weil Privatleute ohne sie weniger Neid, Unruhe und Angst zu leiden haben. Werden sie aber angewendet, Unschuldige zu beschützen, Unterdrückte zu befreien, den Unterdrücker zu strafen, alsdann werden sie zu großen Segen. Und so ist auch endlich selbst viel Weisheit, nach Salomo's Meinung, an und für sich kein Segen, denn wo viel Weisheit ist, da ist auch viel Kummer. Und Leute von gemeinem Menschenverstande, wenn sie Gott dienen, und ihren Beruf abwarten, begehen in ihren Geschäften und übrigen

Lebenswandel weniger Fehler als andere, welche klüger sind. Und doch ist Weisheit ein großer Segen, wenn sie zu guten Zwecken angewendet wird, als Unwissende zu unterrichten; in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten treuen Rath zu ertheilen, die Jugend zu leiten, oder andere Dinge auszuführen, welche hier zu erwähnen ganz unnöthig seyn würde.

Zum Beschluß. Gott hat uns in die Welt gesandt, seine Gebote zu halten, indem wir so viel gutes thun, als unsere Kräfte gestatten, und hingegen so wenig böses, als unsere Schwachheiten erlauben. Manchen hat er nur ein Pfund gegeben, andern fünf, andern zehn. Es ist Niemand, der nicht sein Pfund hat, und wer getreu oder nachläßig ist im Kleinen, wird eben so wohl belohnt oder bestraft werden, als der, welcher es ist im Großen.

Nehmet das Gesagte zu Herzen; der Herr aber u. s. w.

3.
Ueber das Zeugniß des Gewissens.

2. Kor. 1, 12.

Denn unser Ruhm ist der, das Zeugniß unsers Gewissens.

Es giebt kein Wort, das die Menschen mehr im Munde führen, als das Wort Gewissen; und der Sinn desselben wird auch von den Meisten einigermaßen verstanden. Weil es doch aber auch ein Wort ist, das von vielen Leuten sehr gemißbraucht wird, indem sie demselben Bedeutungen beilegen, die Gott nie darunter verstanden wissen wollte, so will ich es euch, so klar und deutlich, als ich es vermag, erklären.

Das Wort Gewissen bedeutet eigentlich jene Erkenntniß, die ein Mensch von seinen eigenen Gedanken und Thaten hat. Vergleicht er nun seine Handlungen mit dem Gesetze, und beurtheilt sie redlich, so wird sein Gemüth ihn entweder rechtfertigen oder verdammen, daher man diese Erkenntniß oder das Gewissen sehr gut einen Ankläger und zugleich Richter nennen kann: dergestalt daß wir, so oft es uns anklagt, ge-

wiß schuldig sind, nicht aber immer unschuldig, wenn es uns nicht anklagt. Denn sehr oft gestatten wir wegen Härte unseren Herzen, oder aus Liebe und Nachsicht gegen uns, oder aus Unwissenheit oder Nachläßigkeit unserm Gewissen nicht, daß es von manchen Sünden, die wir begehen, Kenntniß nimt.

Es giebt noch ein anderes Amt, das ebenfalls dem Gewissen gehöret, nämlich das — unser Leiter und Führer zu seyn; und der schlimme Gebrauch, den wir davon machen, hat oft zu mehrern Uebeln Anlaß gegeben, als alle andere Ursachen zusammen genommen. Denn da das Gewissen nichts anders ist, als die Kenntniß, die wir von unsern Gedanken und Thaten haben, so kann es auch nur in so weit unser Führer seyn, als diese Kenntniß reicht; und darum hat uns Gott das Gewissen nur in solchen Handlungen zum Führer gegeben, von welchen uns Schrift oder Vernunft klar sagen, daß sie gut oder böse sind. Bei solchen Fällen aber, die für uns zu schwer oder zu bedenklich sind, als daß wir sie begreifen oder darüber entscheiden konnten, hat das Gewissen nichts zu thun, weil es in Dingen, die es nicht versteht, keinen Rath ertheilen, und da, wo es selbst zweifelhaft ist, nicht entscheiden kann. Solche schwere Fälle sind indessen durch die Gna-

de Gottes zu unserm Heil nicht schlechterdings nothwendig.

Noch ein anderes Uebel ist dies, daß die Leute oft sagen, es sey etwas wider ihr Gewissen, das doch in der That es nicht ist. Man frage z. B. einen von denen, welche sich von der herrschenden Kirche trennen, warum sie nicht in die Kirche gehen, so wird er antworten, weil ihm die Zeremonien, Gebethe, und dergleichen misfielen, und es daher wider sein Gewissen sey. Aber diese Leute irren. Sie beten diese Worte ihren Lehrern nach: denn das Gewissen eines Menschen kann sich nicht über mehr Dinge erstrecken, als seine Erkenntniß geht. Bevor also diese Leute nicht mittelst der Schrift die Gebräuche der alten Kirche gehörig untersucht haben, ob sie verwerflich sind oder nicht, kann ihr Gewissen sie auch nicht stimmen, solche zu verurtheilen.

Aus der nämlichen Quelle sind auch jene Irrthümer in Ansehung dessen entsprungen, was man Gewissensfreiheit nennt, welche eigentlich zu reden weiter nichts ist als die Freiheit unserer eigenen Gedanken zu wissen; eine Freiheit, die kein Mensch uns rauben kann. Aber dies Wort hat in unsern Zeiten andere Bedeutungen erhalten. Gewissensfreiheit heißt jetzt nicht nur die Freiheit zu glauben, was man will, sondern

auch diesen Glauben so weit auszubreiten, als man kann, und die durch Gesetze bestimmten Glaubens-Artikel zu verdrängen, und für diese Bemühungen von den Publikum belohnt zu werden. Dies ist die Gewissensfreiheit, auf welche die Schwärmer frey und offen vor den Augen der ganzen Welt mit aller Anstrengung losarbeiten.

Zu gleicher Zeit drängt sich einem die Bemerkung auf, daß die nämlichen Personen, welche unter dem Vorwande eines Gemeingeistes einer Liebe gegen ihre christlichen Brüder sich so eifrig für eine solche Gewissensfreiheit bezeigen, unter allen am wenigsten schonend gegen die sind, die von ihnen in den geringsten Dingen, welche auf die Regierung Bezug haben, abgehn. Ich wünschte, ich könnte nicht sagen, daß die Majestät des lebendigen Gottes mit mehr Sicherheit beleidigt werden darf, als das Andenken eines todten Fürsten. Aber die jetzige Weisheit der Welt scheint mit der Weisheit jenes heidnischen Kaysers übereinzustimmen, welcher sagt: Wenn die Götter beleidigt würden, so wäre das ihre eigene Sache, und sie würden sich schon selbst rächen.

Ob nun gleich das Gewissen zu jenen bösen Absichten, welche ich bereits angeführt habe, gemisbraucht wird, so würde doch eine gehörige

Aufmerksamkeit, und Achtung, sowohl für diejenigen Anweisungen, die es uns klar und deutlich giebt, als auch für seine Anklagen, Verweise und Räthe von den größten Nutzen für den Menschen in Ansehung seiner zeitlichen Wohlfahrt und seiner künftigen Glückseligkeit seyn.

Der Gegenstand meines heutigen Vortrags wird daher folgender seyn:

Daß ohne ein von der Religion geleitetes Gewissen die Tugend gar keinen festen und sichern Boden habe.

Zuerst werd ich euch deshalb die Schwäche und Ungewißheit zweier Grundsätze zeigen, welche viele Leute zu Führern ihrer Handlungen an die Stelle des Gewissens setzen.

Der erste von diesen Grundsätzen ist das, was die Welt insgemein Redlichkeit oder Rechtschaffenheit nennt. Es giebt Leute, welche gegen die Religion sehr gleichgültig scheinen, und dennoch den Ruf haben, daß sie in ihren Geschäften sehr ehrlich und redlich zu Werke gehen, und daher allgemein unter den Namen guter rechtschaffener Menschen bekannt sind. Untersucht man aber die Ursachen und Beweggründe von den Handlungen dieser Leute, so wird man finden, daß es weiter keine sind, als Wohlbefinden und Eigennutz. Habt ihr zum Beispiel einen solchen redlichen Mann Geld in Handel, oder einen an-

dern eure Proceßsache anvertraut, so handeln sie vielleicht beide ehrlich mit euch. Aber warum? — Etwa aus irgend einer Achtung zur Gerechtigkeit? Nein, sondern weil ihr Vermögen von ihrem guten Namen abhängt, und weil es zu ihren größten Schaden gereichen würde, wenn der öffentliche Ruf ihrer Redlichkeit einen Flecken bekommen würde. Gesetzt aber, es wäre seinen Eigennutz und seinen äußern Wohl zuträglich, unredlich mit euch zu handeln, alsdann würdet ihr wohl unmöglich euch sicher auf ihn verlassen können, weil dann nichts vorhanden wäre, das ihn abhalten, oder seinem Eigennutze das Gegengewicht halten könnte. Denn wenn er zur Richtschnur seiner Handlungen weiter nichts hat, als die Meinung oder das Urtheil der Welt, so wird er sich auch so lange für sicher halten, als er seine Ungerechtigkeit vor der Welt verbergen kann. —

Außerdem lehrt die Erfahrung, daß diejenigen Menschen, welche eine Sittlichkeit, ohne Rücksicht auf Religion annehmen, gemeiniglich nur zum Theil tugendhaft sind. Sie sind vielleicht in ihren Geschäften mit andern gerecht: Haben sie aber eine Neigung zum Stolz, zur Unkeuschheit, zur Unmäßigkeit, oder zum Geiz, so glauben sie nicht, daß es der Sittlichkeit zukomme, sie von irgend einer dieser Untugenden abzuhalten, weil sie sich einmal die Regel gemacht

haben, es sey erlaubt, in allem der Stimme der Natur zu folgen, wann ihre Sicherheit, ihre Gesundheit und ihr Glück nicht dabei litten, so daß es überhaupt kaum eine Untugend giebt, die ein bloßer rechtschaffener Mann sich nicht bei gewissen Gelegenheiten erlauben könnte.

Der andere falsche Grundsatz, den einige Leute zur Richtschnur ihrer Handlungen an die Stelle des Gewissens setzen ist das, was sie Ehre nennen.

Dieses Wort muß oft die Stelle eines Eides vertreten. Ein Mann zu seyn, der fest auf Ehre hält, wird für eine große Empfehlung gehalten; und man glaubt gewöhnlich, daß ein Mann von Ehre sich niemals einer niedrigen Handlung schuldig machen könne. Dies ist gewöhnlich die Sprache der Officiere, der Standespersonen und anderer, die auf Geburt und Titel Ansprüche machen. — Es ist in der That wahr, daß man in alten Zeiten die Ehre für eine Belohnung der Tugend gehalten hat, aber wenn die Ehre, die heut zu Tage gänge und gebe ist, Niemanden erlaubt eine schlechte Handlung zu begehen, so muß es jetzt wohl überhaupt sehr wenig Handlungen geben, die man zu den schlechten rechnet. Kein Mann von Ehre, nach dem dermahligen Sprachgebrauche, behauptet, z. B. daß seine Ehre ihn nöthige, keusch oder mäßig zu leben,

seine Gläubiger zu bezahlen, dem Staate nützlich zu seyn, andern Menschen gutes zu thun, weiser oder gelehrter zu werden, sein Wort, sein Versprechen oder seine Betheurungen zu halten. Uebt er einige von diesen Tugenden aus, so hat er sie wenigstens nicht in dem Katechismo der Ehre gelernt, der nur zwei Gebote enthält, nämlich Spielschulden pünktlich zu bezahlen, und sich mit den verschiedenen Arten der Beschimpfungen bekannt zu machen, um sie mit dem Tode seines Feindes zu rächen.

Aber gesetzt, dieser Grundsatz der Ehre, womit einige Leute prahlen, brächte wirklich noch mehr Tugenden hervor, als er hervorzubringen je sagen wollen, so würden doch diese Tugenden von keiner langen oder gewissen Dauer seyn, da das Wesen der Ehre von der Erziehung, der Meinung oder den Einbildungen der Menschen abhängt.

Man nehme z. B. an, ein Mann entschlösse sich, der Ehre wegen gerecht, keusch oder mäßig zu seyn, und nun fiel es der tadelsüchtigen Welt ein, alle diese Dinge nicht als Beweise seiner Ehre annehmen zu wollen, so würde er auch glauben, daß seine Verbindlichkeit dazu nun ein Ende habe. Ja! glaubte er auf der andern Seite, durch die falschesten und niederträchtigsten Handlungen, Ehre zu gewinnen, (ein Fall, der

sehr oft sich zuträgt) so würde er sich kein Gewissen daraus machen sie zu begehen: Gott weis, welch ein unglücklicher Zustand es ist, wenn die Religion, die Freiheit oder das Eigenthum eines Volks sich in solchen Händen befindet, wie schon nur zu oft der Fall gewesen ist.

Was ich von den Grundsätzen der Ehre gesagt habe, meine Zuhörer, gienge, könnte mancher vielleicht denken, den meisten von euch wenig an. Demungeachtet halte ich eine Warnung nicht für unnöthig, weil der gemeine Mann so wohl als der Kaufmann durch nichts so oft schon betrogen worden ist, als durch die so genannte Ehre, womit so viele Vornehme schändlicher Weise groß thun.

Bisher habe ich euch das Schwache und Ungewisse jener Grundsätze gezeigt, welche einige Leute zur Richtschnur ihrer Handlungen an die Stelle des Gewissens setzen. Nun will ich euch zu beweisen suchen, daß das Gebäude der Tugend, dessen Grund nicht ein von den Grundsätzen der Religion geleitetes Gewissen ist, auf einen schwanckenden und unsicheren Boden ruhe.

Es giebt kein anderes Mittel für uns, zu bestimmen, ob wir uns auf die Handlungen anderer verlassen können, als die Kenntnisse ihrer Beweggründe und Ursachen. Wenn nun diese Beweggründe nicht in dem göttlichen Gesetze ih-

ren Grund haben und dadurch bestimmt würden, so hängen sie ganz von Willkühr ab, sind nicht fest, sondern beständigen Veränderungen unterworfen. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern. Sehet, es halte Jemand für seine Pflicht, seinen Eltern zu gehorchen, weil die Vernunft es sagt, weil Dankbarkeit ihn dazu verbinden, und weil die Landgesetze es gebieten, bleibt dieser Mensch nur bei diesen Gründen stehen, so werden seine Aeltern sich nicht mit Sicherheit auf seinen dauernden Gehorsam verlassen können, denn es könnte geschehen, daß sein Vortheil es gar sehr erforderte, ihnen ungehorsam zu seyn, und wo die Landesgesetze ihn nicht zwingen könnten. Daher muß ein solcher Mensch, ehe man ihm sicher trauen kann, weiter gehen, und erwägen, daß die Vernunft eine Gabe Gottes ist, daß Gott ihm befohlen hat, den Gesetzen Gehorsam zu seyn, und noch überdem ganz besonders ihm eingeschärft hat, die Pflichten gegen seine Aeltern nicht aus der Acht zu lassen. Erwägt er diese Betrachtungen gehörig, erlangen sie bei ihm hinlängliches Gewicht, so wird er wahrscheinlich in seiner Pflicht bis ans Ende seines Lebens beharren, weil kein zeitlicher Gewinn vermögend seyn kann, die Gefahr, seinen Schöpfer zu beleidigen, oder das Glück ihm zu gefallen, aufzuwiegen. Von allen diesen wird

sein Gewissen ihn unterrichten, wenn er einige Achtung für Religion hat.

Zweitens: Furcht und Hoffnung sind die zwei größten natürlichsten Triebfedern aller menschlichen Handlungen. Aber keins von diesen Gefühlen wird uns auf den Weg der Tugend bringen, wenn es nicht von dem Gewissen geleitet wird. Denn obgleich tugendhafte Männer bisweilen zufälliger Weise zu Beförderungen gelangen, so ist doch die Welt so verdorben, daß kein Mensch mit Grund daran denken kann, sie als eine Belohnung seiner Tugend anzusehen. Und so wird folglich auch die Furcht vor Strafen in diesem Leben die Menschen nur von sehr wenigen Lastern abhalten, da die häßlichsten und niedrigsten Laster so oft am sichersten zur Ehre und Gunst führen, als z. B. Undankbarkeit, Heuchelei, Verrätherei, Bosheit, Bestechung, Atheisterei, und noch viele andere, um welche sich die menschlichen Gesetze wenig bekümmern. Wenn aber das Gewissen uns die Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit, und die Furcht eines ewigen Elends als die Belohnung oder Strafe unserer guten oder bösen Handlungen vor Augen stellt, dann kann unsere Vernunft, die Stärke solcher Gründe durch nichts anders ausweichen, als durch Unglauben.

Endlich wird das Gewissen uns zur Liebe gegen Gott leiten, und uns bewegen, unser ganzes Vertrauen auf ihn zu setzen Die Liebe zu Gott aber wird uns Abscheu gegen die Sünde, welche unter allen Dingen seiner göttlichen Natur am meisten zuwider ist, einflößen, und ein gänzliches Vertrauen auf ihn, uns in den Stand setzen, alle Versuchungen der Welt zu überwinden und zu verachten.

Man kann hier einwenden, und fragen — wenn das Gewissen ein so sicherer Führer auf dem Wege des Lebens für uns Christen sey, wie es dann zuginge, daß die alten Heiden, die kein ander Licht, als das Licht der Natur und Vernunft hatten, uns in allen Arten von Tugenden so sehr übertreffen sollen, wie aus so vielen Beispielen, welche die Geschichte uns aufbewahrt, erhelle?

Hierauf kann man folgendes antworten. Jene Heiden waren außerordentlich streng und sorgfältig in der Erziehung ihrer Kinder, dagegen diese Sorge bei uns so sehr bei Seite gesetzt wird, daß je mehr Gott Jemanden mit Reichthum oder Rang und Ehrenämter gesegnet hat, je weniger Sorgfalt er auf die Erziehung seiner Kinder, vorzüglich desjenigen wendet, das dereinst Erbe der liegenden Gründe ist; eine Sache, wovon die Wirkungen bei den Großen dieser Welt nur

gar zu sichtbar sind. Jene Heiden brachten ferner ihren Kindern vorzüglich den Grundsatz bei, ihr Vaterland zu lieben, welches in unsern Zeiten so wenig der Fall ist, daß es von allen den vielen Parteien unter uns keine giebt, die nur einmal gehört zu haben scheine, daß es eine solche Tugend in der Welt gäbe, wie aus ihren Betragen deutlich erhellet, vorzüglich in solchen Bedienungen, wo sie am meisten Gelegenheit hätten, sie zu zeigen. Endlich, so glaubten die Angesehensten unter den Heiden meistentheils künftige Belohnungen und Strafen, welches die großen Triebfedern sind, die von dem Gewissen in Bewegung gesetzt werden, dahingegen nur zu viele von denen, die gern die Angesehensten unter uns seyn möchten, sowohl durch ihr Betragen als durch ihre Reden deutlich zeigen, daß sie von allem diesem nichts glauben.

Da es also offenbar ist, daß ein auf Religion sich stützendes Gewissen den einzigen festen und sichern Grund giebt, um darauf die Tugend zu bauen, so erlaubt mir, noch ehe ich schließe, euch zu zeigen, wie nothwendig ein solch Gewissen zu unserer Führung in jedem Stande und in jeder Lage unseres Lebens ist.

Daß ein solches Gewissen in jedem Stande nothwendig sey, gestehen selbst diejenigen, welche be-

behaupten, daß alle Religionen nur von schlauen Köpfen erfunden wären, um die Menschen in Furcht zu erhalten. Denn wenn die Religion, selbst nach dem Geständniß ihrer Feinde, nothwendig ist, um die Menschen regieren zu können, dann wird jeder Mächtige, der klug ist, für die unter ihm stehenden Aemter nicht nur lauter solche Personen sich wählen, die der Wahrscheinlichkeit nach von der Religion in Zaum gehalten werden, sondern er wird ebenfalls selbst einigen Schein davon annehmen, oder er versteht von der Staatsklugheit sehr wenig.

Jethro gab seinem Schwiegersohn Mose den Rath, sich nach redlichen Leuten umzusehen, die Gott fürchten, wahrhaftig, und dem Geize feind wären, um sie über das Volk zu setzen, und Moses, der ein eben so Weiser, und Staatskluger war, als irgend einer in unsern Zeiten, hielt es für sehr klug, jenem Rathe zu folgen. Große Fähigkeiten ohne Gottesfurcht sind die gefährlichsten Werkzeuge in den Händen der Mächtigen. Die menschlichen Gesetze haben es für gut gehalten, daß diejenigen, denen ein Amt anvertraut wird, durch einen Eid verpflichtet werden, daß sie solches getreu verwalten wollen. Ein Eid ist aber eine Anrufung Got-

tes, und kann daher nur einigen Einfluß auf solche haben, welche glauben, daß ein Gott ist, und daß er ein Belohner denen ist, die ihn suchen, und ein Strafer denen die ihn ungehorsam sind. Hieraus sehen wir, daß die Gesetze selbst genöthigt sind, in solchen Fällen ihre Zuflucht zum Gewissen zu nehmen, weil ihre Strafen die Kunstgriffe verschlagener Menschen nicht erreichen können, die Wege und Mittel finden, tausend Ungerechtigkeiten zu begehen, ohne entdeckt oder wenigstens ohne bestraft zu werden. Und der Grund, warum wir so vielen Betrug, Misbrauch und Verderbniß bei denen antreffen, denen ein Amt anvertraut ist, kann kein anderer seyn, als weil jezt unter den Menschen so wenig Religion und Gewissen anzutreffen ist, oder wenigstens, weil man in der Wahl bei Besetzung der Aemter nur Absichten hat, die von der Wohlfahrt des gemeinen Bestens ganz verschieden sind.

Außerdem ist auch gewiß, daß Leute, die laut gestehen, daß sie keine Religion haben, eben so eifrig sind, Proselyten zu machen, als ein Papist oder Schwäkmer nur seyn kann. Wenn daher diejenigen, welche so wichtige und angesehene Aemter bekleiden, daß sie auf andere Einfluß haben, und ihnen ein Beispiel werden kön-

nen, wenn diese, sage ich, öffentlich zu erkennen geben, daß sie die Religion verachten, oder nicht glauben, so werden gewiß alle ihre Untergebenen sich nach eben den Grundsätzen bilden. Was für Sicherheit kann aber wohl das gemeine Wesen von Leuten alsdann erwarten, wenn ihr Eigennuz oder ihre Begierden mit ihrer Pflicht in Streit gerathen? Es ist sehr wohl möglich, daß ein Mensch, der den Schein der Religion hat, und immer von seinen Gewissen spricht, ein Bösewicht und ein Heuchler ist, aber es ist unmöglich, daß ein Mensch, der sich öffentlich gegen die Religion erklärt, uns auf irgend eine Weise gründlich versichern kann, daß er nicht falsch oder grausam sey, oder sich nicht bestechen lassen werde, wenn sich ihm eine Versuchung darbietet, die ihm mehr Werth ist, als die ihm anvertraute Macht. Und wenn ein solcher Mensch nicht seine Sache und seinen Herrn verräth, so kömmt dies nur daher, weil er entweder die Versuchung nicht geschickt genung angebracht, oder der Gewinn zu klein, oder die Gefahr zu groß war. Und daher kömmt es, daß wir so wenig Wahrheit oder Gerechtigkeit unter uns finden, weil es so wenige giebt, die in öffentlichen Aemtern sowohl als in gemeinen Handel und Wandel je auf etwas anders sehen als auf ihren Nutzen,

wie sie sich vor den Gesetzen in Sicherheit setzen, entweder durch Gunst, oder durch Verhehlung, oder Verschlagenheit, ob sie gleich selbst alle göttliche Gesetze übertraten. Es erhellet also deutlich, daß Menschen, die sich nicht von einem auf Religion gestütztes Gewissen rathen und leiten lassen, uns keine Versicherung geben können, daß sie entweder gute Unterthanen, treue Staatsdiener, oder ehrliche Leute in Handel und Wandel seyn werden, weil es kein Band giebt, das nicht vom Hochmuth, Ueppigkeit, Geiz, Ehrsucht, irgend einmal durchbrochen werden sollte.

4.
Ueber die Pflicht der brüderlichen Liebe.

Hebr. 13, 1.
Bleibet vest in der brüderlichen Liebe.

In den frühern Zeiten des Evangeliums zeichneten sich die Christen von allen andern Gesellschaften durch eine große und dauerhafte Liebe aus, die sie gegen einander hatten. Ob sie nun gleich diese Liebe ausübten, um den ihnen von unserm Heilande und seinen Aposteln gegebenen Geboten zu gehorchen, so scheint doch auch noch eine natürliche Ursache vorhanden gewesen zu seyn, welche jene Liebe sehr beförderte.

Der Christen waren nämlich damals wenige, und diese Wenige zerstreut. Sie lebten in Verfolgungen, mitten unter Heiden, in deren Händen die Macht der Gesetze und des Schwertes war; und nichts ist im Stande, die Gemüther und die Herzen der Menschen näher mit einander zu verbinden, Eintracht, Liebe zu erzeugen, als gemeinschaftliche Leiden.

Die ersten Zwistigkeiten fingen sich mit den Irrthümern und Ketzereien an, die unter ihnen

entstanden. Manche von diesen Ketzereien erloschen zuweilen, lebten wieder auf, und wurden wieder von andern verdrängt, die noch bis auf den heutigen Tag fortdauern, und, nachdem sie dem Hochmuthe, dem Geize, der Ehrsucht, zu Werkzeugen ihrer habsüchtigen Absichten gedient, durch Vertilgung aller brüderlichen Liebe, sowohl zu unendlich vielem Elende, als auch zum Verderbniß der Religion und der Sitten in der christlichen Welt Anlaß gegeben haben.

Das letzte Vermächtniß, das unser Heiland seinen Jüngern hinterlies, war Friede und wechselseitige Liebe. Aber er sagte es voraus, daß er käme, das Schwert zu senden auf die Erde. Die ersten Christen nahmen sein Vermächtniß an, ihre Nachfolger hingegen haben bis auf unser gegenwärtiges Jahrhundert seine Weissagung reichlich erfüllt.

Wie aber auch das Verfahren der Menschen beschaffen gewesen seyn mag und noch ist, so liegt denen, die das Evangelium bekennen, keine Pflicht mehr ob, als die brüderliche Liebe, die, wenn sie einigermaßen unter den Menschen wieder hergestellt werden könnte, für die menschliche Gesellschaft, ein wohlthätiges Mittel seyn würde, als irgend eins, das jemahls von Staatsleuten und Politikern in der Welt versucht worden, und noch versucht werden wird.

Von dieser brüderlichen Liebe habe ich mir nun vorgenommen, gegenwärtig zu reden, und zwar folgendermaßen:

Erstlich werd ich die Ursachen des großen Mangels der brüderlichen Liebe unter uns untersuchen.

Zweitens will ich die traurigen Wirkungen und Folgen, welche durch Feindseligkeit und wechselseitigen Haß hervorgebracht werden, auseinander setzen.

Drittens will ich einige Beweggründe anführen, die euch überzeugen und ermuntern können, euch mit brüderlicher Liebe zu umfassen, und darin zu beharren.

Zuerst also will ich die Ursachen des großen Mangels der brüderlichen Liebe unter uns untersuchen.

Unsere Nation ist seit ohngefähr hundert Jahren von zwei Feinden heimgesucht worden, von Papisten und Schwärmern, die beide wechselseitig unser Land mit Mord und Blut anfüllten, und eine Zeitlang alle kirchliche Ordnung und weltliche Regierung zerstörten. Das Andenken an diese Begebenheiten hat alle wahre Protestanten bewogen, gegen beide Feinde auf gleicher Hut zu seyn, daher sie auch von beiden Feinden gleich stark gehaßt werden.

Die Schwärmer schimpfen, daß wir noch zu sehr dem Papstthum anhängen, und die Papisten verdammen uns, weil wir uns zu sehr der Schwärmerei näherten. Den Papisten ist, Gott sey gelobt! durch die Weisheit unserer Gesetze alle mögliche sichtbare Macht genommen, uns zu schaden, und außerdem wird ihre Religion so allgemein verabscheuet, daß es unter den Protestanten keinen mehr giebt, der für sie spräche, oder darauf antrüge ihr aufzuhelfen. Die Schwärmer hingegen werden in einen ganz andern Lichte betrachtet. Sie haben in den letzten Jahren Macht, Glück, und Verschlagenheit genung gehabt, um Zwistigkeiten unter uns zu bringen. Sie haben sich bemühet, alle, die muthig genug waren, ihren Irrthümern und Absichten sich zu widersetzen, als Leute darzustellen, welche der Regierung nicht zugethan wären, und sie sind darinnen so glücklich gewesen, daß, wenn jetzt ein Geistlicher mit Wärme und Eifer gegen die sündlichen und gefährlichen Spaltungen in Religions-Sachen predigt, unter seinen Zuhörern sich nur gar zu viele finden, die ihn als einen brausenden, stürmenden, Unruhstiftenden Kopf, als einen Feind der Mäßigung und untreuen Staatsbürger schildern. Dadurch ist nun unter den Bekennern einer und der nämlichen Lehre eine förmliche und dauerhafte Tren-

nung entstanden, indem diejenigen, welche sich selbst die Gemäßigten (Moderaten) nennen, viel zu weit gehen, und ihre Grundsätze und ihre Brüder den Eingriffen und dem Uebermuthe der Dissenters aufopfern, und daher als die vornehmste Ursache alles jetzt unter uns herrschenden Hasses und Zwistes dafür dereinst Rechenschaft abzulegen haben.

Eine andere Ursache der brüderlichen Liebe ist die Schwäche und Thorheit, welche so viele unter den niedern Klassen unter euch haben, daß sie den Vornehmen zu Werkzeugen ihrer Absichten dienen, die euch gar nichts angehen. Eure Anzahl ist ihnen nützlich, und verschlagene Leute verstehen sich auf den Vortheil, euch Worte in den Mund zu legen, die ihr nicht versteht, um solchen alsdann eine gute oder böse Deutung unterzuschieben, die sie zu ihren Zwecken für nöthig halten. So habt ihr gegen manches einen Haß, ohne eigentlich zu wissen, warum? Ihr habt oft euren besten Freund und nächsten Nachbar, selbst euren Lehrer ohne irgend eine Ursache in Verdacht, wenn diese Anstifter und Anführer euch gelehrt haben, jenen einen Namen beizulegen, der noch ihrem Ausspruche etwas Böses bedeutet.

Eine dritte Ursache, des großen Mangels der brüderlichen Liebe scheinet zu seyn, daß unsere Prediger und Lehrer viel zu wenig an die Pflicht erinnern, als es in unsern Zeiten geschehen sollte. Ja, man könnte dagegen vielmehr die Frage aufwerfen, ob nicht zuweilen durch einen ungezähmten Eifer, durch die Begierde, sich auszuzeichnen, oder sonst eine eigennützige Absicht Lehren vorgetragen werden, welche ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, wenn bei manchen besondern Veranlassungen, statt Gott für ein gemeinsames Gut zu danken, die Zeit dazu angewendet wird, einen Theil der Zuhörer gegen den andern durch Erweckung mancherlei Vorstellungen aufzubringen, welches Gott denen, die sich derselben schuldig machen, vergeben wolle. —

Die letzte Ursache des Mangels an brüderlicher Liebe, den ich hier erwähnen will, ist jener unglückliche Hang, so vieler Gewerbe treibender Leute, sich in Staatssachen zu mischen; ein Hang, der ihnen jetzt absichtlich sorgfältig beigebracht wird. In den alten Zeiten gewann und verlohr der Mittelstand selten etwas durch die entstandenen Faktionen, und bekümmerte nur in so fern sich darum, um sich die Zeit damit zu vertreiben. Aber jetzt glaubt der geringste Krämer

durch den Gewinn seiner Partei auch seinen Dreier besser anzulegen. Er kann vielleicht seinen Nachbar als einen Mann von gefährlichen Grundsätzen darstellen; kann ihn anschwärzen, vielleicht gar eine peinliche Klage gegen ihn anzetteln, ihn auf diese Weise ums Vermögen bringen, und dadurch vielleicht weit mehr gewinnen, als wenn er seines Nächstens Vermögensumstände verkleinerte, oder ihn als Betrüger in übeln Ruf brächte. Denn jetzt ist immer der Fall, daß man statt nach der Geschicklichkeit oder Ehrlichkeit eines Menschen sich zu erkundigen, nur fragt, zu welcher Partei er gehöre, um für oder wider ihn zu seyn, wodurch unser Volk überhaupt so politisch geworden ist, daß List, Schmeichelei, Verstellung, Emsigkeit und Geschicklichkeit, sich einander Gruben zu graben, welche die Satirenschreiber sonst nur den Hofleuten beilegten, ferner Rache, Gewaltthätigkeit, Grausamkeit, Ungerechtigkeit, jetzt unter Leuten von dem geringsten Gewerbe und Handwerke, (so verfeinert sind wir geworden) in der höchsten Vollkommenheit angetroffen werden.

Zweitens will ich euch nun die traurigen Wirkungen und Folgen, welche durch Feindseligkeiten und wechselseitigen Haß hervorgebracht werden, näher auseinander setzen.

Die erste üble Folge ist, daß unser Mangel an brüderlicher Liebe alles Gefühl für Religion von uns entfernt hat, wie auch es nicht anders seyn kann — denn da unser Heiland so viel Gewicht darauf legt, daß seine Jünger sich einander lieben sollten, und dies Gebot noch eins von seinen letzten seyn ließ; da man eingesteht, daß die ersten Christen vorzüglich durch Beobachtung dieses Gebotes den christlichen Glauben verbreiteten, so folgt auch natürlich, daß mit Abnahme der brüderlichen Liebe das Christenthum selbst in gleicher Maaße abnehmen muß. Die wenige Religion, die in der Welt ist, bemerkt man vorzüglich noch unter dem Mittelstande und der geringern Klasse von Leuten, welche weder durch große Reichthümer zum Stolz und Aufwande, noch durch drückende Armuth zu verzweiflungsvollen Schritten gereizt werden. Und wahrlich; ich hab es in dieser Hinsicht für ein Glück gehalten, daß diejenigen, die zunächst meiner Sorge anvertraut sind, zu diesem Stande gehören. — Wo aber Parteisucht mit allen ihren Folgen von Haß, Neid, Parteilichkeit und Bosheit in irgend einem Grade einmal Eingang gefunden, da kann Religion nicht lange haften. Denn wenn die Großen der Welt aller Jahrhunderte beschuldiget werden, daß sie mit ihren Staatssachen und Händeln viel zu wenig Reli-

gion verbunden haben, was müssen solche Dinge in den Köpfen ungelehrter und ausschweifender Leute, nicht für eine Verheerung aller sittlichen Vorschriften, wovon die Wirkung in unserm Königreiche nur gar zu sichtbar und traurig sind.

Eine andere üble Folge der unter uns von der Parteisucht unterdrückten brüderlichen Liebe ist die, daß dadurch alle Gastfreundschaft, alle Freundschaft und aller Umgang unter den Menschen aufgehoben wird. Unter Leuten von einer Partei finden zwar Arten von Verbindungen statt, aber Gott hat nicht gewollt, daß Menschen in der Wahl ihrer Freunde sich so einschränken sollen. Dennoch ist es bei uns überall so in der Stadt, und auf dem Lande, in allen Gemeinen und auf den Straßen. — Der Hirte ist getrennt von seiner Heerde, der Vater von seinem Sohne, und in einer Familie herrschen oft mehrere Parteien. Das menschliche Gemüthe wird dadurch erbittert, und die Leidenschaften entflammt, wenn sie in ihre Klubs zusammen kommen, und ihre Zeit oft mit nichts anders zu bringen, als auf die Gegenpartei loszuziehn. So ist jeder Mensch in seinem eigenen Lande mit einer Million Feinden umgeben, und selbst seine alten Freunde und Bekannte sind unter dieser

Zahl. — Auch können Leute von verschiedner Partei nicht leicht zusammen kommen, ohne sich Zwang anzuthun, oder stets in Furcht und Argwohn zu seyn, indem sie auf alle ihre Worte Acht haben müssen, aus Furcht den andern zu beleidigen, unhöflich zu werden, oder sich boshafter, bestochener Menschen und Angebern auszusetzen, die nie so zahlreich und so erfahren in ihren Geschäften waren als jetzt. — Zu diesem Uebel kommt noch, daß die Wenigen, welche aus Güte und Edelmuth ihres Herzens solche niedrige Grundsätze verachten, die ihre Freundschaft und Achtung, ihre Liebe, ihre Dienste nicht auch solchen gönnen, die nicht von der Partei sind, dürfen ihre Gesinnungen nicht merken lassen, um sich bei ihrer Partei nicht Schaden zu thun, oder sich den Unwillen derselben auf den Hals zu laden. Manche, denen der Himmel gute und sanfte Gesinnungen gegeben hat, glauben, solche unterdrücken zu müssen, und nun sich durch entgegengesetzte, harte, ungerechte, boshafte Handlungen auszeichnen zu müssen. So hat der Parteigeist die Natur und die Gemüthsbeschaffenheit der Engländer ganz umgewandelt, und wer von der Denkart der Engländer in den ältern Zeiten lieset, wird nicht glauben, daß die jetzigen von jenen abstammen, und in dem nämlichen Lande gebohren sind.

Drittens will ich jetzt zuletzt einige Beweggründe anführen, die euch ermuntern können, euch mit brüderlicher Liebe zu umfassen, und darinn zu beharren.

Ich wende mich zu den Geringern unter euch, und ersuche euch zu betrachten, ob einer unter euch, wenn er durch glatte Worte, oder lockende Reden Kunden an sich zu ziehen sucht, dies um seiner- oder seines Nächsten willen thut? — Eben so möcht ihr auch erwägen, ob die Anführer und Parteimacher wohl um euret- oder Ihrer selbst willen eure Köpfe mit Parteisucht anfüllen? ob es ihnen nicht vielmehr einzig und allein darum zu thun ist, euch als Werkzeuge zu Erreichung ihrer Absichten zu gebrauchen. Ist wohl diese Parteisucht einem einzigen unter euch in seinem Gewerbe oder weltlichen Angelegenheiten nützlich gewesen, außer nur dem, der sich mit heimlichen Verrath, Verläumden abgegeben? oder der nicht Geschicklichkeit und Ehrlichkeit genug hatte, sich auf bessere Weise fortzuhelfen? Ihr habt nicht nöthig Euch darum zu bekümmern, wer die Armeen kommandirt, wer im Ministerium sitzt, wenn ihr nicht Macht und Fähigkeiten besitzt, die Personen dazu zu wählen; welches gar nicht euer Fall ist. Wenn ihr also eure Köpfe mit

Furcht und Haß gegen Personen und Sachen anfüllt, von denen ihr doch unmöglich richtig urtheilen könnt, oder wenn ihr mit eurem Nachbar zankt und streitet, weil er nicht eben so denkt wie ihr, so bringt ihr euch auf eine sehr grobe Weise nicht nur um Zeit und Ruhe, sondern setzt auch eure Seele in Gefahr.

Um euch also zur brüderlichen Liebe zurückzuführen, muß ich euch ernstlich ermahnen fest in eurer Religion zu seyn, und weder ans Papstthum noch an Schwärmer zu hängen, dabei indeß gegen alle, die wegen eines Skrupels in ihren Meinungen von euch abweichen, die christliche Liebe nicht aus den Augen setzet. Denn eine Gewissensfreiheit, in so fern sie nicht gemißbraucht wird, muß jeder billige und in seiner Religion noch so feste Mann nicht zu hindern suchen — so wie er auch ferner keinen seiner Nebenmenschen wegen politischer Meinungen haßt*). — — — —

Daß ich mich über die mancherlei Eigenschaften und Beschaffenheiten der brüderlichen Liebe

*) Diese, so wie andere Stellen, die nur bloß damahlige oder örtliche Sachen enthalten, und nicht jedem verständlich sind, habe ich — wie ich schon in der Vorrede erinnert — mit Fleiß ausgelassen.

Liebe nicht weiter ausgebreitet, sondern statt dessen diesen Gegenstand den jetzigen gemäß abgehandelt habe, dies will ich mit einer Stelle des Apostels aus dem Briefe an die Thessalonier entschuldigen. Von der brüderlichen Liebe aber ist nicht Noth zu schreiben. Denn ihr seyd von Gott gelehrt euch unter einander selbst zu lieben; so daß ich jetzt nichts weiter hinzuzufügen nöthig habe, als Gott zu bitten, daß es ihm gefallen möge, die brüderliche Liebe als das Band des Friedens und aller Tugenden unter uns wiederherzustellen, und daß wir in solcher beharren mögen!

5. Ueber die Zufriedenheit der Armen und Geringen.

Philipp. 4, 11.

Ich habe gelernet, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen.

Die heilige Schrift ist voll von Ausdrücken, womit sie die unglückliche Lage des Menschen während seines ganzen Durchganges durch dies Leben darstellt, und seine Schwäche und Eitelkeit, seinen Hochmuth, seine grenzenlosen Begierden und beständige Widerwärtigkeiten, die Uebermacht der Leidenschaften, die Verderbtheit der Vernunft, seine getäuschten Hoffnungen, seine wahre und eingebildete Furcht, seine natürlichen und künstlichen Bedürfnisse, die Krankheiten seines Körpers und seiner Seele, die Kürze seines Lebens, seine Furcht vor der Zukunft, seine Sorglosigkeit sich dazu vorzubereiten, mit den lebhaftesten Farben schildert. Und die Weisen aller Jahrhunderte haben die nämliche Bemerkung gemacht.

Alle diese Uebel sind indeß allgemein; kein Mensch ist davon ausgenommen; es giebt kein

Mittel dagegen, und man würde sich vergeblich darüber beklagen. Die große lange bestrittene Frage ist, ob der Reiche oder der Arme am meisten beklagenswerth ist? So viel ist gewiß, daß kein Reicher je gewünscht hat, arm zu seyn, und daß, wenn gleich nicht alle, wenigstens die meisten Armen, reich zu seyn wünschen, woraus man also schließen möchte, daß allem Ansehn nach, der Reichthum vortheilhafter seyn müsse, weil beide Theile ihn einstimmig der Armuth vorziehen. Dieser Schluß ist aber falsch, weil ich es als eine gewisse Wahrheit annehmen kann, daß Gott alle Menschen in Ansehung ihrer irdischen Glückseligkeit, und der Fähigkeit, die künftige zu erreichen, völlig gleich gesetzt hat, wenigstens haben, wenn einiger Unterschied statt finden sollte, die Reichen und Mächtigen nicht den Vorzug. Da nun ein großer Theil der Zuhörer in unsern Kirchen aus Leuten von eben keinen sehr großen Glücksgütern besteht, und viele darunter von einer sehr geringen Klasse sind, da man ferner den geringern Leuten gemeiniglich, und auch mit Recht den Vorwurf macht, daß sie mit ihrem Zustande unzufrieden wären, und darüber murrten, (dessen zwar die Vornehmen und Reichen ebenfalls sich sehr schuldig machen, ob sie gleich, vielleicht aus Schaam, sichs nicht

immer laut merken lassen,) so habe ich es nicht für unnützlich gehalten, diesen Gegenstand nach meinen Kräften zu untersuchen, und abzuhandeln.

Ich werde daher zuvörderst zeigen,

daß der Arme viele zeitliche Vortheile genießt, welche die Reichen und Vornehmen gewöhnlich entbehren, und daß diese vielen irdischen Uebeln ausgesetzt sind, von denen die Armen selten etwas wissen.

Aber hier wünsche ich nicht mißverstanden zu werden. Vielleicht giebt es kein Wort, das mehr gemißbraucht, oder gemisdeutet wird, als das Wort Arme. Unter denen, welche auf den Straßen betteln, oder zu Hause die höchste Noth leiden, oder wegen Schulden im Gefängniß sitzen, giebt es unter Hundert kaum einen, der sich sein Unglück nicht durch Faulheit, oder Trunkenheit, oder durch noch häßlichere Laster zugezogen hätte. Diesen Lastern kann man auch die Krankheiten zuschreiben, wodurch solche Menschen verhindert werden, ihr Brod zu erwerben. Sie verdienen ihr unglückliches Schicksal, und können Niemanden als nur sich selbst die Schuld davon geben: und wenn uns geboten wird, Mitleiden mit den Armen zu haben, so werden sie nicht gemeint.

Es ist wahr, zuweilen kommen rechtschaffene, thätige Menschen durch erlittene Verluste,

Unglücksfälle, Krankheiten, hohes Alter ohne eigne Schuld in solche äußerst dürftige Umstände, daß sie andere um Almosen anzusprechen genöthigt sind, aber deren giebt es, gegen die andern gerechnet, nur sehr wenige, und ihre Unterhaltung würde dem gemeinen Wesen keine merkliche Last seyn, wenn die Gutthätigkeit gut gesinnter Menschen nicht durch die gemeinen Gassenbettler und Faullenzer, welche die ungestümtesten sind, und am wenigsten Wohlthaten verdienen, abgeleitet und gehemt würde. Diese eigentlich wahren Arme sollten wir uns aufzufinden angelegen seyn, und sie an unserm Ueberflusse Theil nehmen lassen.

Aber auch diese Armen sind nicht der Gegenstand meiner heutigen Betrachtung. Diejenigen, welche ich meine, sind die ehrlichen, fleißigen Handwerker, die kleinen Krämer und Höcker, und die Handarbeiter in der Stadt und auf dem Lande, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen, und diese Leute machen doch den größten Theil einer Nation aus.

Zuerst werde ich daher zeigen, daß der Arme (in dem Sinne des Worts, wie ich es meine) viele zeitliche Vortheile genießt, welche die Reichen und Vornehmen gewöhnlich entbehren, und daß diese hinge-

gen vielen irdischen Uebeln ausgesetzt sind, von denen die Armen selten etwas wissen.

Zweitens werde ich aus allem dem einige Bemerkungen ziehen, die auf das praktische Leben einigen nützlichen Einfluß haben können.

Was das erste anbetrifft, so ist die Gesundheit, wie Jedermann eingesteht, unter allen Gütern auf dieser Welt das erste und Beste, weil man ohne dieses keins von allen andern genießen kann. Reichthümer sind unbrauchbar, wenn Krankheit uns außer Stand setzt, sie zu genießen, Macht und Ansehn sind uns alsdann nur zur Last. Wollen wir nun aber Gesundheit finden, so müssen wir sie in den niedrigen Wohnungen des Arbeiters der fleißigen Handwerker und aller Leute suchen, die ihr Brod im Schweis ihres Angesichts verdienen, und gemeiniglich ihre Kräfte und Stärke bis in ihr hohes Alter behalten.

Erquickender Schlaf ist ebenfalls ein anderes großes Glück der geringern Klasse. Ihre Ruhe wird nicht von Räubern oder Dieben gestört, auch nicht durch die Folgen der Unmäßigkeit unterbrochen. Arbeit und einfache Nahrung ersetzen ihm den Mangel Schlaf bewirkender Getränke, und der Weise sagt, daß der Schlaf des Arbei-

ters süß sey. Was Kinder anbetrifft, so sind sie ebenfalls für den Armen, wenn er nicht träge ist, als ein Segen anzusehen. Statt ihren Aeltern zur Last zu seyn, sind sie ihnen eine Stütze; sie sind gesund und stark, tüchtig zur Arbeit; Vater und Mutter sind nicht in Furcht, daß sich der Sohn durch eine Mißheirath unglücklich machen wird, und der Sohn ist nicht weiter bekümmert, wie er in der Welt höher steigen, sondern nur, wie er sein Brod verdienen will.

Die ärmere Klasse Menschen ist ferner nicht der Gegenstand des allgemeinen Hasses oder Neides, sie wird nicht vom Stachel der Ehrsucht getrieben, und nimmt keinen Theil an den Zwistigkeiten der Großen, oder sonstigen Staatshändeln. Den müßigen Pöbel, der bei dergleichen Ereignissen ehrsüchtigen Anführern folgt, rechne ich nicht hieher. Ich meine nur den ehrlichen fleißigen Arbeiter in der Stadt und auf dem Lande, der selbst zur Zeit der größten Unruhe, in den gefährlichsten Zeitpunkten einer Staatsumkehrung ganz sicher ist, wenn er sich ruhig verhält, und sich nur um seine Geschäfte bekümmert. Denn Handwerker und Ackerleute sind in allen Arten von Staatsverfassungen und Regierungen nöthig, aber in unruhigen Zeiten ziehn nur die Reichen allgemeine Aufmerksamkeit zu sich, weil sie oft manchen Vögeln, von denen

nichts zu brauchen ist, als die Federn, zu weiter nichts nütze sind, als gerupft zu werden, und daher der stärksten Partei zur Beute dienen.

Jetzt laßt uns auf der andern Seite die Ungemächlichkeiten, denen die Reichen und Großen unterworfen sind, untersuchen.

Indeß die geringere Klasse einer Fülle von Gesundheit genießt, so hausen Gicht, Wassersucht, Steinplage, Kolik und andere Krankheiten, die natürlichen Begleiter der Trägheit und der Schwelgerei, in den Pallästen der Reichen und Großen. Der Reiche genießt seine theure und kostbare Mahlzeit nicht mit halb so viel Appetit, als der Arme die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, sondern ihn ekelt vielmehr bald vor dieser bald jener Speise, oder es hat wenigstens keine für ihn einen besondern Reiz. Unmässigkeit verkürzet sein Leben, ohne seinen Gaum zu kitzeln.

Entwürfe, Furcht, böses Gewissen, Angst, Unruhe, sumsen um das Ruhekůssen des Reichen und Mächtigen, und erlauben ihm nicht eher, seine Augenlieder zu schließen, als bis sie von den benebelnden Dünsten starker Getränke niedergezogen werden.

Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß die Reichen fast alles hätten, was sie wünschen. Ihre Bedürfnisse sind ungleich zahlreicher, ihre

Wünsche dringender und ungestümer. Der Geringere sucht nur die nöthigen Bedürfnisse des Lebens sich zu verschaffen, die ihn schon glücklich machen, und bekümmert sich um mehreres nicht. Aber die Begierden der Mächtigen und Reichen haben kein Ende: Jede Befriedigung eines Wunsches erzeugt neue Wünsche, und ist unmöglich ihre Begierden zu sättigen.

Wären Reichthümer so ein großer Segen, als man gewöhnlich glaubt, so würden sie wenigstens ihren Besitzern ein fröhliches Herz und Gesicht verschaffen können, würden sie oft antreiben, Gott laut zu danken, und ihre Erkenntlichkeit, ihre Zufriedenheit vor den Augen der Welt zu erkennen zu geben. Von allem diesen ist aber das Gegentheil nur gar zu offenbahr. Denn wo trift man umwölkterer Stirnen, schwermüthigere Herzen, größere Undankbarkeit gegen den großen Wohlthäter an als unter denen, die im Reichthum und Ueberfluß sitzen. Dies ist auch in der That sehr natürlich, weil Menschen, deren Begierden auf alles, was nur erreichbar ist, gerichtet sind, schwer zu befriedigen sind; dahingegen einen Dürftigen schon Kleinigkeiten glücklich machen, große Verluste aber ihn nicht treffen können.

Ferner muß man auch wohl erwägen, wie wenig Reiche ihren Reichthum auf eine rechtmä-

ßige Art erworben haben; wie viele von ihnen ihre Güter den Sünden ihrer Väter, wie noch mehrere sie ihren eignen schuldig sind? Wenn der rechtmäßige Besitz derselben vor einem Gerichtshofe des Gewissens untersucht werden sollte, wo falsche Eide und tausend andre niedrige Kunststücke (die man zwar alle kennt, für die man aber in den menschlichen Gerichten kein Mittel hat) nichts helfen, wie viele würden mit Schimpf und Schande aus dem Besitze ihrer Güter getrieben werden, die sie sich durch Verrath, Brechung ihres Worts und Bestechung erworben haben? wie viele haben ihre Religion, ihre eigne und ihrer Nebenmenschen Freiheiten für den Besitz ansehnlicher Aemter hingegeben?

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß Menschen, die durch solche verworfene Handlungen Reichthümer und Ehrenämter erschlichen haben, wenn sie auch noch so verhärtete Sünder sind, bei den Vorwürfen ihres schuldigen Gewissens, und den Thränen unglücklich gemachter Wittwen und Waisen ein ruhiges und zufriedenes Gemüth haben können.

Ich kenne nur einen einzigen wahren Vortheil, den die Reichen vor den Aermern voraus haben, nämlich das Vermögen andern Gutes zu thun. Von diesem Vortheil verstehen aber böse Menschen nicht Gebrauch zu machen; diese

Gnade schenkt Gott ihnen nicht. Durch unerlaubte Mittel erworbener Reichthum wird nie zu etwas Gutem angewendet; denn was durch Betrug, Geiz, Druck oder auf ähnliche Weise erworben ist, muß auch auf die nämliche Weise erhalten und vermehrt werden. —

Jetzt will ich nur noch einer Sache erwähnen, die, wie ich hoffe, euch überzeugen wird, daß Gott, dessen Gedanken nicht wie die Gedanken der Menschen sind, Reichthümer und Macht für keine nothwendigen Stücke der menschlichen Glückseligkeit auf Erden hält; weil man zu Erlangung desselben auch nicht eine einzige gute Eigenschaft durchaus nothwendig hat, weder Ehre, noch Gerechtigkeit, noch Mäßigkeit, Weisheit, Religion, Wahrhaftigkeit, noch Gelehrsamkeit. Nur ein wenig Bekanntschaft mit der Welt kann uns lehren, daß zu allen Zeiten Menschen durch Verschlagenheit, Betrug, oder Schmeichelei zum Besitz großer Reichthümer und Würden gelangt sind, ohne eine einzige sowohl von jenen erwähnten als auch von anderen Tugenden zu besitzen. Wären nun Reichthümer und Würden solche Güter, daß gute Menschen nicht glücklich seyn könnten, wenn sie nicht einen Theil davon besäßen, wie sollte Gott es können geschehen lassen, daß die schlechtesten und ver-

worfensten Menschen von jenen Gütern oft am meisten besitzen? daß sie gemeiniglich durch verabscheuungswerthe Mittel erlangt, und zu den niedrigsten und verworfensten Zwecken angewendet werden? Das läßt sich aber von einem gerechten, gütigen, weisen und allmächtigen Wesen nicht denken. Hieraus läßt sich also schließen, daß Reichthum und Macht ihrem Wesen nach, in Beziehung auf Glückseligkeit höchstens nur gleichgültige Dinge sind, und daß gute Menschen, vorausgesetzt, daß sie dasjenige besitzen, was zu einer vernünftigen, einem tugendhaften Leben nicht widersprechenden, Befriedigung unserer natürlichen Bedürfnisse gehört, und das sie sich durch Fleiß und Mäßigkeit verschaffen können — ohne jene Güter glücklich seyn können. Agur's Gebet enthält nur solche Wünsche, die auf diesen Zweck abzielen. (Sprüch. Salom. 30.)

Armuth und Reichthum gieb mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen, wer ist der Herr? oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen, und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen.

Aus dem bisher Gesagten will ich nun einige Betrachtungen ziehen, die für unser Leben nützlich seyn können.

Und hier will ich mich vorzüglich an die Geringern unter euch wenden, zu deren Troste und Zufriedenheit diese Abhandlung hauptsächlich dienen soll. — Bis jetzt habe ich mich bemüht zu zeigen, welche große Sünde diejenigen, die keine Reichthümer haben, begehen, wenn sie murren und unzufrieden darüber sind, daß Gott die Güter dieser Welt so ungleich unter den Menschen ausgetheilt hat. Nun will ich euch zu beweisen suchen, daß euer Zustand weit glücklicher ist, als ihr glaubt, und hoffe dadurch aus eurem Gemüthe jene falsche und schädliche Vorstellungen zu entfernen.

Erstlich, also stimmt alle Welt darinn überein, daß des Menschen Glück auf Erden vorzüglich in körperlichem Wohlbefinden und in Gemüthsruhe bestehe. Aus dem aber, was ich euch gesagt habe, erhellet deutlich, daß weder Reichthum noch Macht das mindeste dazu helfen, um sich eins von diesen Gütern zu verschaffen: sie vervielfältigen vielmehr oft unsere Wünsche, und vermehren dadurch unsere Unzufriedenheit, geben Anlaß zu Zerstörung unserer Gesundheit zu schmerzlichen Krankheiten, und zu Verkürzung unsers Lebens, setzen uns dem Haß, dem Neide und so manchen Versuchungen aus, daß man nicht wohl einsehen kann, warum ein weiser Mann sich Reichthümer zu erwerben suchen sollte, bloß um

Reichthümer zu haben, selbst wenn es in seiner Macht wäre sich selbst welche zu erwerben. Würde wohl einer von euch seinen gesunden und starken Körper nebst seiner durch Arbeit erworbenen mittelmäßigen Nahrung und Kleidung mit dem kränklichen, an der Gicht darnieder liegenden Körper, der keiner Ruhe genießen, keine Nahrung zu sich nehmen kann, nebst dem mit einer Last Sünden beladenen, und von Geiz, Betrug, Unterdrückung und Vorwürfen geplagten Gewissen eines Reichen täuschen? Gewiß nicht. Aber ihr möchtet gern Reichthümer, Macht und Ansehn besitzen, aber von den damit verbundene Ungemächlichkeiten nichts haben. Das möchte nun freilich wohl Jeder. Allein das ist mehr verlangt, als uns hier hat zu Theil werden sollen. Gott hat diese Welt nicht zu einem solchen Ruheplatz, wie wir ihn wünschen, bestimmt; denn die Schrift versichert uns, daß sie nur ein Ort der Prüfung sey. Nichts findet man häufiger, als daß Dieser oder Jener an seines Nächsten Stelle zu seyn wünscht, obgleich gewöhnlich immer unter gewissen Bedingungen. Er möchte nur nicht so alt, nicht so krank, nicht so grausam, nicht so übermüthig, nicht so lasterhaft seyn, nicht so viel Pein haben als sein Nächster, wodurch er selbst zu erkennen giebt, daß das, was zum wahren Glück gehört, nicht so ungleich

ausgetheilt ist, als er anfangs glaubte, oder sich einbildete. Denn wenn ich nicht unbedingt und ohne Ausnahme meinen Zustand mit dem Zustande eines andern vertauschen will, so halte ich mich in der That für glücklicher, als ihn.

Zweitens, ihr Geringern seyd ungleich mehrern Versuchungen ausgesetzt, als die Reichen; eure Laster sind euch daher weit weniger zu verzeihen. Arbeit macht, daß euer Appetit mit gewöhnlicher Kost zufrieden ist: die Geschäfte eurer mannigfaltigen Berufe nehmen eure Zeit ganz hinweg, so daß Müßiggang, welcher für jede Tugend ein zerstörendes Gift ist, euch nicht in den Kreis verführischer Sünden fallen läßt. Eure Leidenschaften sind weniger feurig, und lodern nicht so leicht in schädliche Flammen auf. Das Thor und der Weg zum Leben sind daher für euch nicht so schmal und enge, als für die, welche im Kreise verführerischer Lockungen zum Bösen leben. Gott fleißig und mit Vernunft zu dienen, aufrichtig und rechtschaffen in allen euren Handlungen zu seyn, faßt die kleine Summe eurer Pflichten in sich, die aber auch um so genauer von euch gefordert werden wird, je weniger Hindernisse euch abhalten, sie zu erfüllen.

Drittens, aus dem, was ich gesagt habe, ist klar, daß ihr Geringern keine gerechte Ursache habt, euch über euren Zustand zu beklagen,

der euch, wie ihr deutlich seht, so viele Vortheile gewährt, und euch von so vielen Ungemächlichkeiten, so vielen körperlichen und geistigen Uebeln befreit, von denen die Reichen und Vornehmen verfolgt und geplagt werden.

Viertens, ihr müßt bedenken und erwägen, daß auch der ärmste von der Pflicht, andern nach seinen Kräften Gutes zu thun, und seines Nächsten drückenden Mangel abzuhelfen, nicht befreiet ist; und daß, wenn ihr diese Pflicht in dieser Maaße erfüllt, ihr die größten Gaben der Reichen weit übertrefft, Gott um desto angenehmer seyn, und dafür eure Belohnung dereinst erhalten werdet. Dies lehrt auch unser Erlöser bei Gelegenheit, als die Wittwe ihre zwei Schärflein brachte. Der Reiche giebt von seinem Uebrigen, heißt: was er giebt, hat auf seine Lebensweise keinen Einfluß, er merkt es bei seinem Ueberflusse nicht, aber der Arme, der von seinem geringen Vorrath giebt, muß es sich von seiner und seiner Familie Nahrung und Kleidung ersparen. Und daher fügt unser Heiland hinzu: Diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn alle, die eingelegt haben, denn sie haben alle von ihrem Uebrigen eingelegt, diese aber hat alles, was sie hat, ihre ganze Nahrung eingelegt *).

*) Marc. 12.

End-

Endlich erhellet aus diesem allem, was ich euch heute vorgetragen habe, daß ihr Geringern im Grunde weit glücklicher seyd, daß der Weg zu eurer künftigen Wohlfahrt für euch weit leichter ist, da ihr wenigern Versuchungen ausgesetzt seyd, und eure künftige Belohnung, wenn ihr eure Pflichten erfüllt, euch weit gewisser ist, als den Reichen: denn euer ist das Himmelreich. Dagegen aber ist euch die Versäumung derselben weit weniger zu entschuldigen, und ihr werdet für die Uebertretung derselben doppelte Streiche leiden. Der Unwissendste unter euch kann sich nicht damit entschuldigen, als wisse er davon nichts, da ihm seine Pflichten so frühzeitig gelehrt, und ihm die Kenntniß, wie er ein den klaren und deutlichen Geboten Gottes gemäßes, und vergnügtes Leben führen soll, von der Kindheit an beigebracht werden. — Vielleicht könntet ihr es für ein Uebel halten, dem die Reichen nicht unterworfen wären, nämlich, daß Müßiggang euch an den Bettelstab bringt, dahingegen diejenigen, welche reich sind, nicht nöthig hätten, zu arbeiten oder sparsam zu leben; allein daraus besteht vielmehr ein Theil eures Glücks, daß eure geringe und dürftige Lage euch zwingt, etwas zu thun was Gott angenehm, und zu eurem täglichen Unterhalt nothwendig ist. So stehen eure

Pflicht und euer Nutzen in gleichem Verhältnisse miteinander.

Da es ferner unserm Heilande beliebt hat, nicht als ein großer, reicher und mächtiger Herr zu erscheinen, sondern den Stand eines geringen Mannes zu wählen, so verachtet ihr, denen die gütige Vorsehung Reichthum und Ehre im Ueberfluß zugetheilt hat, die Geringern nicht, denen das Schicksal von diesen Dingen weniger ertheilt, sondern sucht sie vielmehr aus allen euren Kräften, durch euren Beistand und Schutz, durch richtige und gute Bezahlung ihrer Arbeit, in ihrem Streben nach einem guten Wandel zu bestärken, und sie zu thätiger Ernährung ihrer Kinder aufzumuntern; Ihr Geringern hingegen, wartet mit Fleiß eure Geschäfte ab, führt einen mäßig, rechtschaffenen, Gott und andern Menschen wohlgefälligen Wandel, damit ihr dereinst erben werdet das Reich Gottes, das in dem Evangelium den Armen und Geringen versprochen worden ist.

6.
Ueber falsche Zeugnisse.

2 B. Mos. 20, 16.

Du sollst kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Wenn in einem Lande große Veränderungen sich ereignen, und eine Partei die andre zu überwältigen sucht; so ist es wohlgethan, wenn der Fürst oder seine Räthe durch gerechte und schickliche Mittel den Uebeln vorzubeugen suchen, die von aufrührerischen Menschen zu befürchten sind; wenn sie jeden guten Unterthan aufmuntern, alle im Staate gefährliche Komplotte und Verschwörungen, (wie es ohnedem schon seine Pflicht erfordert) zu entdecken. Man kann sie nicht tadeln, wenn sie zu Erforschung der Wahrheit, und in Hinsicht auf das allgemeine Wohl auch von schlechten Menschen sich Nachrichten ertheilen lassen. Jeder Mensch ist zwar sehr geneigt, von einem Angeber keine gute Meinung zu fassen; allein es kann auch der Fall eintreten, daß ein rechtschaffener Mann ein Angeber wird. Denn es ist Jedweder verpflichtet, Sachen von

Wichtigkeit, die dem Staate, oder dem Fürsten, oder seinem Mitbürger ein großes Uebel zuziehen würden, zu entdecken. Nur ist es zu bedauren, daß zu einer Zeit, wie gegenwärtig der Fall ist, wo Parteien heftig gegeneinander entbrannt sind, es nicht an einer Menge schlechter Menschen fehlt, die entweder aus Eifer oder Privathaß, oder aus niedriger Gewinnsucht stets bereit sind, der mächtigern Partei ihre Dienste anzubieten, und ohne Rücksicht auf Wahrheit oder Liebe die Ankläger ihrer Brüder zu werden. So zählte David es auch unter seine vorzüglichsten Leiden, daß falsche Zeugen wider ihn aufstünden und ihm unrecht thäten ohne Scheu *). Unser Heiland und seine Apostel waren in dem nämlichen Falle, wie wir in dem Evangelium und der Apostelgeschichte lesen.

Da nun falsche Zeugnisse für sich schon eine so große Sünde und eine Gott und Menschen verhaßte Sache sind, da ferner die Erbitterung der Menschen gegen einander zu einem solchen Grade gestiegen ist, daß man nicht absehen kann, wie weit viele schwache und böse Menschen aus mißverstandenem Eifer, oder Bosheit, oder Hoffnung zu Belohnungen gehen können, und das in unserm Texte gegebene wichtige Gebot übertreten werden, so will ich, um nach meinen Kräf-

*) Ps. 27, 12.

ten dieses Uebel zu hindern, und den Folgen desselben, wenigstens unter euch, meine Zuhörer, zuvorzukommen:

Erstlich euch die mancherlei Arten zeigen, wie Jemand gegen seinen Nächsten ein falscher Zeuge werden kann.

Zweitens will ich euch einige Regeln geben, wie ihr euch gegen boshafte und listige falsche Zeugen benehmen und vertheidigen könnt.

Drittens will ich zuletzt euch mit den Fällen bekannt machen, in welchen ein guter Bürger verbunden ist, entweder auf Verlangen derer, die Recht dazu haben, oder auf Antrieb seines Gewissens wahrhafte Zeugnisse abzulegen.

Erstens, was nun zuerst die Art anbetrifft, wie Jemand gegen seinen Nächsten ein falscher Zeuge werden kann, so giebt es deren verschiedene.

Eine Art ist, wenn, nach der einfachen Bedeutung des Ausdrucks, Jemand seinen Nächsten, ohne Grund der Wahrheit, anklagt. So lesen wir z. E. daß Isebel zwei lose Buben erkaufte, die den Naboth anklagten, daß er Gott und den König gelästert habe, weshalb Naboth, obgleich ganz unschul-

dig, zu Tode gesteinigt wurde *). Und in unsern Zeiten ist es kaum zu erzählen, wie viele Menschen durch verwegne Eidschwüre falscher Zeugen, bald um ihr Leben, bald um ihr Vermögen gekommen, oder die schimpflichsten Strafen erduldet haben; weil in dergleichen Fällen die Gesetze nicht vermögend sind, den Unschuldigen zu retten! Ein falsches Zeugniß ist ein so abscheuliches Verbrechen, daß es nicht nöthig ist, etwas mehreres darüber zu sagen.

Eine andere Art, wodurch Jemand ein falscher Zeuge werden kann, ist, wenn er Wahrheit mit Lügen verbindet, oder solche Umstände, wodurch die Falschheit seiner Angeberei von selbst sich ergeben würde, verschweigt. So machten die beiden falschen Zeugen, welche unsern Heiland bei dem Hohenpriester anklagten, durch bloßes Verdrehen seiner Worte ihm eines Todesverbrechens schuldig, weil auf die Weissagung eines Unglücks, das dem Tempel begegnen würde, der Tod gesetzt war. — Dieser Mensch, sprachen sie: hat gesagt, ich kann den Tempel Gottes abbrechen und in dreien Tagen wieder bauen *): da doch die Worte, welche Christus sagte, einen ganz andern Sinn hatten. Denn als die Juden ihm hießen, ein Wunder zu thun,

*) 1 B. d. Kön. 21, 13.

**) Matth. 26, 61.

sagte er: Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen will ich ihn wieder bauen. In solchen Fällen nun wird der Unschuldige bestürzt gemacht, und sein Gesicht gleicht dem Gesicht eines Schuldigen, weil er seine Worte nicht leugnen, oder sie vielleicht gegen die boshafte Deutung eines falschen Zeugen nicht vertheidigen kann.

Ein Mensch wird drittens ein falscher Zeuge, wenn er bei der Klage gegen seinen Nächsten durch Mienen, Geberden, und Ton, die Schuld desselben zu vergrößern sucht, oder ihn solcher Reden beschuldigt, die er nur vom Hörensagen hat. Wenn mir z. B. Jemand sagte, daß er von diesem oder jenem gefährliche und aufrührerische Reden gehört hätte; und ich wollte den mir genannten Menschen sogleich wegen solcher Reden angeben, als ob ich es selbst gehört, und also den Umstand weglassen, welcher die Unschuld des Angeklagten bewiese. — Dies war der Fall mit Stephanus, der falsche Zeuge sagte: dieser Mensch höret nicht auf, zu reden Lästerworte wider diese heilige Stäte und das Gesetz. Da Stephanus doch so etwas gar nicht gesagt, sondern nur einige Worte des Propheten Jeremiä oder Malachi wiederhohlet hatte, welche die Zerstörung des Tempels betrafen, im Fall das Volk seine Sünden nicht be-

reuete. Demungeachtet wurde dieser unschuldige heilige Mann wegen Worte, die er nicht gesagt hatte, zu Tode gesteinigt.

Die schwärzesten unter den falschen Zeugen sind, **viertens** die, die ihre Brüder in Versuchung führen, um sie verrathen zu können. Ich erinnere mich nicht, Beispiele von dieser Art in der heil. Schrift gefunden zu haben. Ich fürchte aber, sie ist jetzt in der Welt nur gar zu sehr im Gange. Ist nämlich Jemand durch Unglücksfälle oder harte Schicksale so mismüthig oder mürrisch geworden, daß er vielleicht Ursache zum Klagen genug hat, so kommen alsdann solche Verführer, beklagen unter den Schein von Freundschaft seinen Unfall, vergrößern noch seine erduldeten Leiden, und suchen ihn warm zu machen, bis ihm einige Worte entwischt sind, welche der boshafte Angeber verdrehet, und weswegen er ihn gerichtlich anklagen kann.

Wer **fünftens** aus Bosheit oder Rache, wegen eines alten Grolls oder persönlichen Hasses gegen seinen Nächsten zeugt, ist in den Augen Gottes ein falscher Zeuge, im Fall er auch wahr geredet hat; weil der Beweggrund davon böse ist, und er nicht die Absicht hat, seinen Vaterlande zu dienen, sondern nur seine Rachsucht zu befriedigen. Obgleich nun in einem solchen Falle der Angeklagte vielleicht mit Recht

gestraft wird, so spricht dies den Angeber demungeachtet nicht frei, weil er nicht das allgemeine Beste zur Absicht hatte, sondern nur seine Privat-Rache und seinen Groll befriedigen wollte.

Sechstens zähle ich unter falsche Zeugen alle diejenigen, die mit Angebereien ein Gewerbe treiben, um Belohnungen dafür zu erhalten, und daher nichts thun, als an öffentlichen Orten horchen, und auf Worte lauschen, oder Bediente zu bestechen, die unbedachten Reden ihrer Herren aufzufangen, oder in Gesellschaften zu kommen suchen, wo sie die muthwilligsten Reden führen, tausend Lügen einer Partei aufheften, um diesen oder jenen dadurch zu einer Antwort zu verleiten, die ihn reif macht, vor Gericht gezogen zu werden. Die Zahl solcher gottlosen Buben soll jetzt, wie man sagt, so groß seyn, daß Leute nirgend sicher in Gesellschaften über Gegenstände sich unterhalten können, ohne von solchen Menschen umgeben zu seyn. Die Kanzelredner sind sogar nicht mehr sicher, daß es nicht unter ihren Zuhörern Leute giebt, von denen sie, wie David, sagen könnten: Sie misdeuten meine Worte, und ihr Dichten und Trachten geht dahin nur, Böses zu thun. Es ist auch gar kein Wunder, daß dies Angeber-Gewerbe jetzt so sehr blühet, da alle Menschen jetzt in zwei Parteien getheilt sind, die

die sehr wenig Liebe und Zuneigung gegen einander haben. Die herrschende Partei kann von vergangenen Dingen nach Gefallen mit völliger Sicherheit reden, und mit den beleidigendsten Worten um sich werfen, indeß die niedergedrückte, wenn sie dadurch zuweilen versucht wird, zum Besten ihrer verlohrnen Sache zu reden, nothwendig zu falschen Zeugnissen und Angebereien oft Gelegenheit geben muß.

Endlich kann man auch diejenigen als falsche Zeugen gegen ihren Nächsten ansehen, welche durch Anklagen, die für das allgemeine Beste von gar keinen Folgen sind, ihren Nächsten in Verlegenheit und Strafe bringen. Dergleichen Zeugen sind die, welche keine unüberlegte unbesonnene Reden ihrer Nebenmenschen nicht hören können, ohne augenblicklich die Obrigkeit davon zu benachrichtigen, oder die vielleicht den Abend zuvor von Getränke benebelt nicht im Stande wären, einige zusammenhängende Worte zu reden, oder sie mit Vernunft aufzufassen, und doch am folgenden Morgen sich einbilden, daß sie sich alles dessen, was gesprochen worden, recht gut erinnern, und sich für berechtiget halten, Ankläger ihres Nächsten zu werden. Der Thron unseres jetzigen Königs *) steht, Gott sey gelobt, fest genug, um durch thörigte und unbesonnene

*) Georg I.

Reden nicht erschüttert zu werden; und ich zweifle im geringsten nicht, daß unsere Obern, wenn sie die Falschheit, die Ränke, alles zu vergrößern, die Verführungen, die Bosheit, Rache, Gewinnsucht boshafter Angeber, und endlich das Läppische, das in so vielen ihrer niederträchtigen Angebereien liegt, einsehen werden, gewiß schnelle Anstalten treffen, den mancherlei Arten falscher Zeugnisse, die ich bisher angeführt habe, ein Ende zu machen, und durch Beschützung rechtschaffener Menschen, die aus warmer Liebe zu ihrem Fürsten und zu ihrem Vaterlande in der Unschuld ihres Herzens, freimüthig ihre Gedanken über künftige Gefahren geäußert haben, den Angebern den Muth zu fernern Anklagen benehmen. Ein guter Christ wird es für hinlänglich halten, seinem Nächsten wegen eines unüberlegten Wortes, von welchem weder Gefahr noch sonst ein Uebel zu befürchten, eine brüderliche Ermahnung zu geben, und wenn er ihn dadurch nicht bessert, seine Gesellschaft zu vermeiden.

Diese bisher erwähnten Arten falscher Zeugnisse mögen hinlänglich seyn, um euch zu zeigen, wie Jemand gegen seinen Nächsten ein falscher Zeuge werden kann. Nur mit einem Worte will ich noch derer gedenken, die aus Furcht vor einer Strafe falsche Zeugen werden, diese Art des falschen Zeugnisses leidet zwar etwas mehr

Entschuldigung, als die übrigen, kann aber doch auch auf keine Weise gerechtfertiget werden.

Nun will ich daher zum zweiten Theile übergehen, und euch einige Regeln geben, wie ihr euch gegen boshafte und listige falsche Angeber benehmen und vertheidigen könnt.

Man räumt ohne Umstände ein, daß Unschuld der beste Beschützer in der Welt ist: indeß ist sie nicht immer hinreichend, wenn Klugheit ihr nicht zu Hülfe kömmt, und in dieser Hinsicht sagt Christus zu seinen Jüngern: **Seyd unschuldig, wie die Tauben, und klug, wie die Schlangen.** Vorzüglich ist Unschuld ein schwacher Vertheidiger in argwöhnischen Zeiten, wenn Parteien gegen einander erbittert sind, und die Gemüther der Menschen, statt vom wahren Eifer für Religion erwärmt zu seyn, nur von Parteisucht entflammt werden. Auch gewährt die Tugend in solchen Zeiten schon darum keine hinlängliche Sicherheit, weil alsdann Anhänglichkeit an einer Partei und Parteieifer mit zur Tugend gerechnet wird.

Ob nun gleich Tugend und Unschuld nicht immer unfehlbare Beschützer gegen Meineide, Bosheit und höhere Gewalt sind, so sind sie doch die besten Stützen, um solche Uebel mit Geduld und Ergebung zu ertragen. Es ist für einen rechtschaffenen Mann, wenn böse feile Zungen

über ihn her sind, ein unaussprechlicher Trost, daß er in wenig Jahren vor einem höhern Richter stehen wird, wo falsche Zeugen, statt es zu wagen, vor dem allwissenden Richter gegen ihn aufzutreten, ausrufen werden, daß Berge sie bedecken mögen. Irrdische Richter vermögen selten, falsche Zeugnisse von wahren zu unterscheiden, aber Gott durchschauet sie, ob sie geneigt sind, Milde mit Gerechtigkeit zu paaren; oft vermögen sie so wenig in das Herz des Angebers zu blicken, daß sie ihr eignes nicht können, und ihre Vernunft ist oft auf Irrwegen, wenn auch ihre Absicht noch so gut ist. Die Schwäche der menschlichen Natur macht, daß sie oft für eine Sache, oder Partei, oder Person vorgefaßte Meinungen hegen, ohne sich derselben bewußt zu seyn: wenn Gott ihnen daher auch ihren Irrthum verzeiht, so wird er doch dereinst ihre Urtheile nicht bestätigen.

Da uns indeß Christus nicht nur befiehlt, unschuldig zu seyn, wie die Tauben, sondern auch klug, wie die Schlangen, so will ich euch einige Regeln geben, welche in gefährlichen Zeiten auch der einfältigste zur Richtschnur seines Betragens machen kann.

Erstlich rathe ich euch mit Leuten, die man gewöhnlich Staatsleute nennt, so wie mit Leuten von der Regierung gar nichts zu thun haben.

Es ist sehr natürlich, daß ihr von solchen Sachen gar nichts versteht. Habt ihr daher unrecht, so können eure Worte, obschon ihr nichts davon versteht, zu Anklägern wider euch dienen. Meinungen, welche Regierungssachen betreffen, sind auch bald recht, bald unrecht, so wie sich die Lage der Dinge und die Zeiten ändern, die ebenfalls ihre Launen haben. Versteht ihr nun nicht, euch in die Zeit zu schicken, so könnet ihr einmal wegen etwas gestraft werden, weshalb ihr ein ander Mahl belohnet werden würdet.

Zweitens, zeigt zu allen Zeiten, durch Worte und Thaten, daß ihr dem jedesmal regierenden Oberhaupte gehorcht. Dies befiehlt die Schrift. **Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sey dem Könige als dem Obersten u. s. w.** *) und ein anderer Apostel sagt uns, **daß alle Obrigkeit von Gott ist** **). Könige sind von Menschen mit Gottes Zulassung eingesetzt worden, oder, die Menschen sind die Werkzeuge,

*) 1 Petr. 2, 13.

**) Dies wird aber freilich von schlechten Obrigkeiten sehr falsch gedeutet. Denn schlechte Obrigkeiten können keinen andern als mit der Sünde gleichen Ursprung haben — Und von wem die Sünde ist, weis Jeder, ohne daß wir erst nöthig haben, es mit sechs Buchstaben besonders auszudrücken.

durch die Gott Könige eingesetzt hat. Alle von Gott verordnete Obrigkeit ist daher gewissermaßen auch von Menschen verordnet, aber die nun einmal da ist, der muß Gehorsam geleistet werden, ohne zu untersuchen, was für ein Recht sie hat, Gehorsam zu verlangen. Und es ist sehr natürlich, daß die vorhandene Obrigkeit, die einmal im Besitz der Regierung ist, nicht erlauben wird, daß über ihre Rechtmäßigkeit von Unterthanen, laute Untersuchungen angestellt werden, ohne die Unterthanen zu strafen. In der That ist auch unter allen Geboten der Religion keins für die meisten Menschen leichter zu beobachten, als das, der Obrigkeit zu gehorchen. Ich sage für die meisten Menschen, weil es den Meisten, wenn nur Gesetze, Eigenthum und Religion geschützt werden, einerlei seyn kann, in wessen Händen das Ruder der Regierung ist, und sie also in keine Versuchung gerathen, eine Veränderung zu wünschen.

Drittens, wollet ihr nicht in Gefahr kommen, falschen Zeugen in die Hände zu fallen, so vermeidet den Trunk. Wenn es oft so schwer für manchen Menschen ist, seine Zunge im Zaum zu halten, wie kann er dies hoffen, wenn ihn der Trunk erhitzt hat. In solchen Fällen bedenken die Menschen nicht was sie sagen, und viele nicht einmal, was sie betheuren, auch schützt

Trunkenheit nicht, man mag schuldig oder nicht schuldig seyn.

Viertens, vermeidet so viel als möglich die Gesellschaft von Leuten, die geneigt sind, von Regierungssachen zu reden, vorzüglich solcher, deren Meinungen von der eurigen abweichen. Ich habe noch nie gesehen, daß solche Streite mit Mäßigung oder kaltem Blute geführt worden wären, sondern beide Theile thun alles mögliche, um einander in Harnisch zu jagen, wobei derjenige, der es mit der mächtigen Partei hält, den Vortheil vor sich hat, daß er ohne sich zu schaden, mit noch so viel Bosheit und Tücke reden kann, dahingegegen der andere, sich in Acht nehmen muß, etwas zu sagen, weshalb er zur Rechenschaft gezogen werden könnte, denn die Gesetze nehmen in solchen Fällen nicht Rücksicht, ob Jemand in Hitze oder Uebereilung gesprochen, ob er gereizt worden oder nicht.

Jetzt komme ich zu dem letzten Theil meiner Betrachtung, in welchem ich euch zeigen will, in welchen Fällen ein guter Bürger verbunden ist, entweder auf Verlangen derer, die Recht dazu haben, oder auf Antrieb seines Gewissens wahrhaftes Zeugniß abzulegen.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, erhellet deutlich, daß ich nicht von Zeugniß ab-

legen

legen überhaupt rede, denn es kann sowohl in Beziehung auf Eigenthum als andere Dinge tausenderlei Fälle geben, wo es sehr erlaubt seyn kann: Fälle, wo falsche Zeugnisse vorzüglich in unserm Lande auf eine ärgerliche Weise gemißbraucht werden, und die eine eigne Betrachtung verdienen. Ich habe mich aber in der gegenwärtigen bloß auf solche eingeschränkt, wobei das allgemeine Beste in Ansehung der Sicherheit und Ehre sowohl des Fürsten als seiner Räthe und Unterobrigkeiten leidet.

Wenn Jemand wissen will, ob er nicht unter die Zahl der falschen Zeugen und Ankläger gehöre, so muß er sich prüfen, ob er es nicht aus Eigennutz oder sonst einer vorheilhaften Absicht wegen thut. Auch das kleinste Bißchen von solchem Sauerteige wird die ganze Masse verderben. Eigennutz wird unfehlbar seinen Kopf irre führen, wenn er sich auch noch so fest vorgenommen hat, nichts als die Wahrheit zu sagen. Er kann nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen, sondern wird, da Gewinn seine Triebfeder ist, alles thun, seine Absicht zu erreichen. Er wird jeden Umstand, der sein Zeugniß bestätigen kann, vergrößern; es würde ihm leid thun, wenn die von ihm angeklagte Person sich reinigen sollte, kurz, er wird nichts aus der Acht

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

lassen; daß er zu seinem Zwecke nützlich hält: denn er sähe sich sonst in allen seinen Hoffnungen getäuscht, sobald der Angeklagte unschuldig befunden würde.

Fünftens, ist jeder gute Unterthan verbunden, Zeugniß gegen seinen Nächsten abzulegen, sobald das allgemeine Beste es erfordert, und die Verhehlung desselben gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte. Von dieser Art sind alle Komplotte und Verschwörungen gegen ein Volk, alle solche Aeußerungen gegen das Oberhaupt des Landes, die handgreiflich aufrührerische Gesinnungen verrathen. Wodurch aber dem Land und Oberhaupte unmöglich Schaden und Unglück zugezogen, kein gefährliches Beispiel gegeben wird, wenn Jemand, er sey von uns gereizt oder nicht, nur unüberlegte Reden ausstößt, die genau genommen ihn in große Verlegenheit vielleicht ins Verderben bringen würden, alsdenn sind wir zu weiter nichts verbunden, als zu ermahnen und zu warnen.

Da ich euch die verschiedenen Arten falscher Zeugnisse erklärt habe, so glaube ich mich nicht noch länger dabei aufhalten zu dürfen, was zu einem wahrhaften Zeugen gehöre, weil ein wahrhaftes Zeugniß so wie jede andre Sache aus ihrem Gegentheile schon zu erkennen ist. Es würde daher nur eine bloße Wiederhohlung dessen

seyn, was ich euch bereits schon gesagt habe, daß nämlich ein Zeuge streng bei der Wahrheit bleiben, daß er frei von aller Tücke und Bosheit gegen den Angeklagten seyn, daß er die Umstände nicht vergrößern, und das, was zur Entschuldigung des Beklagten dienet, nicht verhehlen solle, und daß endlich der einzige Beweggrund zu einer solchen Handlung, die so sehr dem Tadel ausgesetzt, und überhaupt so schwer ist, nur die Sicherheit und das Wohl des Landes und seines Oberhauptes, und kein andrer seyn dürfe.

Unter diesen Bedingungen und Einschränkungen, — sonst aber auf keine Weise — kann ein rechtschaffener Mann zum Wohl des Ganzen als Zeuge gegen Jemanden auftreten, ohne seiner Ehre und Rechtschaffenheit dadurch zu schaden. Denn unser Text enthält sowohl ein Gebot als Verbot, so wie wir verbunden sind, kein falsch Zeugniß gegen unsern Nächsten abzúlegen, eben so sind wir auch verbunden, in erforderlichen Fall, ein wahrhaftes abzulegen.

Vielleicht möchte man es für gut halten, wenn ich an die, welche, der unglücklichen Sünde, sich als falsche Zeugen gebrauchen zu lassen, einige Ermahnung ergehen ließe, aber ich zweifle gar sehr, daß einer von solchen abscheulichen Menschen jetzt unter meinen Zuhörern sich befin-

der. Ich betrachte sie als eine Brut von Menschen, welche sehr selten ein Gotteshaus betreten, wo sie leicht etwas hören könnten, das sie auf andre Gedanken brächte. Wenn sie ja kommen, so thun sie es, um die Worte des Predigers zu verdrehen, und miszudeuten, und wer dazu Lust hat, ist nicht leicht im Stande, sich zu erbauen, und sich durch das, was er hört, zu bessern. Gott bewahre uns alle vor der schweren Sünde, die uns in unserm Texte gelehrt wird, und vor den Fallstricken derer, die sich derselben schuldig machen.

Ich schließe mit ein Paar von Gott durch Mose den Kindern Israel gegebenen Geboten, 2 B. Mos. 23, 1. 2. Du sollt falscher Anklage nicht glauben, daß du einem Gottlosen Beistand thust, und ein falscher Zeuge seyst. — Du sollst nicht folgen der Menge zum Bösen, und nicht antworten vor Gerichte, daß du der Menge nach vom Rechte weichest.

7.
Ueber Gutthätigkeit
bei Gelegenheit
des Münzprojekts von Wood.

Galat. 6, 10.

Da wir Zeit haben, so lasset uns Gutes thun an Jedermann.

Es ist Trieb der Natur, daß jeder Mensch sein eignes Beste, dem Bestem aller andern Menschen vorziehet, und Gott erlaubt dies auch. Es ist uns zwar befohlen, unsern Nächsten zu lieben, wie uns selbst, aber doch nicht eben so sehr, als uns selbst. Die Liebe gegen uns selbst soll das Vorbild und Muster zu der Liebe gegen unsern Nächsten seyn. Gleich wie aber das Nachbild oder die Kopie doch nicht ganz und gar dem Urbilde gleich ist, so kann unser Nächster es auch nicht übel nehmen, wenn ich mich, als das Urbild, ihm dem Nachbilde vorziehe. Betrifft es daher meines Nächsten Leben, Ehre, oder Vortheil, und zugleich mein eignes Leben, meine Ehre oder meinen Vortheil, so verbindet mich das Gesetz der Natur, welches Gottes Gesetz ist, zuerst für mich und alsdann für meinen Nächsten

zu sorgen. Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, euch hievon zu überzeugen, denn der Mangel der Selbstliebe in Ansehung irrdischer Güter kann man dem Menschen nicht vorwerfen. —

Kann ich hingegen meinem Nächsten einen großen Nutzen verschaffen, im Fall ich nur einen kleinen Verlust erleide, so muß ich alsdann seinen Vortheil vorziehen. Bin ich z. B. im Stande, sein Leben ohne große Gefahr des meinigen zu retten, oder seine Ehre zu erhalten, ohne die meinige zu verliehren, so bin ich verbunden es zu thun, und wenn ich es mit aufrichtigem Herzen thue, so komme ich dem Befehle nach: **Du sollt deinen Nächsten lieben, als dich selbst.**

Außer dieser Pflicht, die wir, nach Beschaffenheit der Umstände, jedem einzelnen Menschen schuldig sind, insofern alle Menschen unter dem Namen unsere Nächsten verstanden werden, giebt es auch noch eine höhere, die wir unserm Nächsten, insofern er Mitbürger eines und desselben Staats ist, schuldig sind, diese Pflicht nennt man bald Liebe zum allgemeinen Besten, bald **Vaterlandsliebe**, auch **Gemeingeist**, eine Pflicht, die von größerem Umfange ist, als die Selbstliebe, weil der Staat ein Körper ist, von welchem wir nur Theile sind. In den alten

Zeiten war Vaterlandsliebe, Gemeingeist, die erste unter allen Tugenden, welche alle andere Tugenden in sich begriff, und die Alten haben uns Beispiele davon hinterlassen, welche in so verderbten Zeiten als die unsrigen, wo die Menschen äußerst niedrig und schlecht denken, fast unbegreiflich sind. In jenen alten Zeiten war es gar nichts ungewöhnliches, daß Menschen ihr Leben zum Besten des Vaterlandes aufopferten, ob sie gleich dafür künftige Belohnungen weder erwarteten noch hofften, in unsern Zeiten hingegen machen sich wenig Menschen ein Gewissen daraus, eine ganze Nation und ihre eignen Seelen dazu um einen kleinen Gewinn aufzuopfern, der oft schon in dieser Welt sie ins Unglücke bringt und dereinst sie gewiß ins Verderben bringen wird.

Wie oft haben wir nicht gesehen, daß Menschen um ein elendes Amt ihres Vaterlandes Rechte und Freiheiten aufgeopfert haben, ohne zu erwägen, daß sie zuletzt ihre eignen dadurch einbüßen? Dies Verderben ist selbst unter den geringsten Leuten eingerissen, die für ein Stück Geld ihre Stimme Menschen geben, ohne zu bedenken, ob es solche sind, die sie dereinst beschützen oder verrathen werden?

Wenn ich indeß unter hundert Fällen nur jedesmal einen anführen wollte, wobei wir die

Pflicht der Vaterlandsliebe oder des Gemeingeistes aus den Augen setzen, so würde ich doch nicht fertig mit dieser Arbeit werden, und will daher auch nicht damit anfangen.

Um aber nicht mißverstanden zu werden, so muß ich hier erinnern, daß ich unter den Gemeingeist, nicht Befolgung der Gesetze verstehe, denn das ist eine ganz andere Pflicht. Ein Mensch kann in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ein sehr gehorsamer Bürger seyn, ohne nur einen Gran Gemeingeist in seinem Herzen zu haben. Zeuge hievon ist unser eignes Land, das wir bewohnen. Ich glaube wahrlich, daß seit der Schöpfung keine Nation auf der Erde, solche fortdauernde Beweise von Gehorsam in allen seinen Handlungen und in seinem ganzen Benehmen gegeben hat, als die unsrige, und doch ist keine Nation je so ganz ohne Gemeingeist gewesen, als die unsrige. Unter dem Worte Nation verstehe ich hier den Haufen, die Masse des Volks, denn mit den Großen und Mächtigen habe ich nichts zu thun.

Ich werde daher meine Zeit nicht übel angewendet zu haben glauben, wenn ich euch, meine Zuhörer, größtentheils bewegen könnte, eure Liebe gegen euer Vaterland durch That zu beweisen, und, wie es jedem seine Lage erlaubt, zum allgemeinen Besten zu handeln. Denn ich bin

überzeugt, daß all unser Unglück aus keiner andern Hauptquelle entspringt, als aus dem gänzlichen Mangel der Liebe zum allgemeinen Besten.

Ich werde mich daher bemühen, euch zu zeigen,

Erstlich, daß es nur wenige Leute giebt, die so schwach oder unbedeutend sind, daß sie nicht bisweilen etwas zu Beförderung des allgemeinen Wohls beitragen könnten.

Zweitens, daß oft der allergeringste Mensch dem allgemeinen Wohl sehr schädlich werden kann.

Drittens endlich, daß alle vorsätzliche Handlungen, wodurch man dem allgemeinen Wohl schadet, in den Augen Gottes eine große und schwere Sünde ist.

Erstlich, also giebt es wenige Menschen, so schwach und gering sie auch seyn mögen, die nicht zuweilen etwas zur Beförderung des allgemeinen Wohls beitragen könnten.

Salomo erzählt uns von einem armen, aber weisen Manne, welcher eine Stadt durch seinen weisen Rath rettete. Oftmahls ist ein gemeiner Soldat durch einen unvermutheten kühnen Streich das Werkzeug zu einem großen Siege geworden. Wie viel geringe Menschen sind nicht die Urheber sehr nützlicher Erfindungen ge-

wesen, wovon die Welt jetzt die Früchte ärndet? Ein fleißiger und ehrlicher, obgleich geringer Handwerker wirkt durch sein Beispiel zuweilen auf eine ganze Nachbarschaft, wenn seine Nachbarn sehen, wie glücklich er dadurch ist, und auf diese Weise macht ein nützlicher Mann mehrere dem Staate nützliche Mitglieder, und befördert das allgemeine Wohl. Wer wahren Gemeingeist besitzt, dem wird Gott auch Mittel und Wege zuweisen, Segen dadurch zu stiften. Die Geschichte aller Jahrhunderte giebt Beispiele, daß die größten, das gemeine Beste befördernden Thaten nicht von einer großen Anzahl Menschen, sondern von Weisheit, Muth, Thätigkeit und Erfindungskraft hervorgebracht wurden, und daß ein Reich seine Rettung oft denen verdankte, von welchen es solche am wenigsten erwartete.

Aber eben so können auch zweitens oftmal die geringsten Menschen dem gemeinen Wesen außerordentlich schaden, und durch sie entsteht das meiste Unglück, wodurch so viele Reiche und Staaten verheert werden. Wie viele Fürsten sind durch die niedrigsten Schurken umgebracht worden. Die schwächste Hand kann eine Schleuse öffnen, wodurch sich eine solche Flut über ein Land ergießt, daß Tausende der stärksten Menschen nicht Einhalt thun können. Wer gegen das allgemeine Beste gar keine Achtung hegt,

wird oft Anlaß haben, demselben zu schaden, und es auch gewiß thun, wenn er kann. Den größten Schaden, den unsre Insel vor nicht gar langer Zeit erlitten hat, brachten ihr einige Manufakturisten bei, welche auf den fremden Marktplätzen schlechte, betrügliche Waaren von solchen Kunsterzeugnissen, die uns fast noch einzig übrig gelassen sind, einführten und verkauften, wodurch unser armes unglückliches Land nun so sehr leidet. Ich rede hier nicht von großen und hohen Personen, von denen man annimmt, daß sie keinen andern Zweck als das gemeine Beste haben, sondern nur von geringen, und wir sehen jetzt in den gegenwärtigen Tagen, daß der unbedeutendste Mensch durch ein Zusammentreffen von Umständen im Stande ist, ein ganzes Reich an den Rand des Abgrunds zu bringen, indem er sogar zu Beendigung dieses Werks unter uns selbst seine Agenten hat, die selbst Hand anlegen, ihr Vaterland ins Verderben zu stürzen, und zwar bloß, weil sie dabei zu gewinnen hoffen, ohne zu überlegen, daß sie am Ende selbst dabei ihren Untergang finden werden.

Ich gestehe, daß nur die Betrachtung der großen Gefahr, worinn wir uns befinden, mich zu dem Entschlusse bewegen konnte, über diesen Gegenstand mit euch zu reden, Liebe gegen euer Vaterland in euch zu erwecken, und bei einem

Vorfalle, bei welchem alles, was ihr habt, auf dem Spiele steht, den Gemeingeist in euch rege zu machen, das Wohl eures Oberhauptes und eures Vaterlandes dem Vortheile eines Verderben bringenden Betrügers und seiner Anhänger vorzuziehen.

Einige von euch sind hiebei vielleicht der Meinung, ein solcher Gegenstand gehöre nicht auf die Kanzel. Allein, wenn laut und ohne Scheu gewisse Menschen sich unterfangen, ein großes Reich in ein großes Armenhaus zu verwandeln, uns alle Mittel zu rauben, gastfreundschaftlich, gutthätig zu seyn, unsere Städte und Kirchen in Einöden umzukehren, aus dem Lande ein Wüste für wilde Thiere zu machen, Künste und Wissenschaften zu vertilgen, allen Handel, alles Gewerbe und Ackerbau zu verdrängen, damit ein einziger niedriger Projektmacher nebst seinen Gehülfen sich bereichere, dann ist es Zeit, daß der Hirte der Heerde zuruft, daß der Wolf da sey, daß sie sich zusammen halte, und auf ihre Sicherheit denke. Und Gott sey gelobt für seine unendliche Güte, daß sich wenigstens in diesem Punkte mitten unter allem Zwiste ein Gemeingeist zu regen anfängt, ein Geist, der, wenn er nicht wankelmüthig ist, wahrscheinlich die verderbliche Absicht dieses pestilenzialischen Feindes unserer Nation vernichten wird.

Hieraus erhellet aber, wie nöthig es für uns ist, daß Jedweder Vaterlandsliebe und Gemeingeist in sich zu erwecken suche, da die Bösen so viele Gelegenheiten haben uns zu schaden. Jeder Mensch sey auf seiner Hut, daß er keinen Schaden leidet, jeder auf seinen Vortheil bedacht, wenn es aber das allgemeine Beste betrifft, alsdann sind die Meisten unbesorgt, man glaubt den Schaden mit zwei bis drei Millionen Menschen zu theilen, und daher keinen großen Verlust zu leiden. Indeß beklagen sich der Kaufmann, Landmann, Krämer über schlechte Zeiten, über Mangel an Gewerbe, und wundern sich, woher dies wohl kommen mag, da sie es doch ihrer Thorheit, ihrem Mangel an Vaterlandsliebe, und Gemeingeist zu verdanken haben, weil sie gar nicht zusammen halten; eine Sache, die für das gemeinschaftliche Glück der Nation so nothwendig ist.

Ein ander Mittel, wodurch böse Menschen, dem gemeinen Besten so viel Schaden zufügen können, ist falsche Angeberei, wovon unser Land nur gar zu viele Beweise gegeben hat. Es ist noch nicht lange, als noch kein Mensch dessen Meinungen von der gewöhnlichen und zu der Zeit herrschenden Denkart abwich, selbst mit seinen nächsten Freunden sicher reden konnte, ohne nicht befürchten zu müssen, von Leuten, die mit

falschen Eiden Gewerbe trieben, als Verräther angegeben zu werden, wodurch Friede und Einigkeit unter einer Nation gehemmt wurde, und Jeder vor dem andern wie vor einem losgelassenen Löwen oder Bären flöhe. Es ist auch merkwürdig, daß das verderbliche Projekt, uns jetzt an den Bettelstab zu bringen, von einem von jenen falschen Anklägern befördert wird, die schon überführt worden sind, daß sie durch Meineide und heimliche Ränke mehrern unschuldigen Personen nach dem Leben trachten. Wahrlich! bessere Werkzeuge kann es zu solch einem Unternehmen nicht geben.

Eine andere Methode, wodurch die schlechtesten Menschen dem gemeinen Wesen schaden können, ist: daß sie Lügen und falsche Gerüchte aussprengen, Mißtrauen unter einer Nation erregen, daß sie ihr eignes Beste verkennen, und Feinde für ihre Freunde halten. Eine Methode, die mit dem besten Erfolge unter uns versucht worden ist, denn wir wissen, daß die ganze Nation durch die gröbsten Lügen, die man zu Erreichung gewisser Zwecke aussprengte, irre geführt worden. Dies ist auch in dem kürzlich erwähnten Falle geschehen, wo es einem niedrigen Menschen durch Uebertreibung unbedeutender Mängel und durch Verhehlung derjenigen, die am meisten drückten, fast geglückt wäre, durch

sein Projekt unser ganzes Land ins Verderben zu stürzen, das ihm auch vielleicht noch gelingen könnte, wenn Gott nicht unter uns den Gemeingeist erhält, den er bei dieser Gelegenheit auf so wunderbahre Weise unter uns entzündet hat.

Auf diese Weise ist also das gemeine Beste oft in den Händen der niedrigsten Menschen, wenn solche schlecht genug denken, und auf Gelegenheit sinnen, dem gemeinen Wesen zu schaden, falls es ihren eigennützigen boshaften Grundsätzen gemäß ist, Grundsätze, die, wie ich fürchte, nur in zu vielen menschlichen Herzen Wurzel geschlagen haben, und gegen welche nur ein einziger fester Entschluß aller rechtschaffenen Leute schützen kann, nämlich sich genau zu vereinigen, und ihre thätige Vaterlandsliebe dadurch an den Tag zu legen, daß sie das allgemeine Beste ihren Privatvortheilen vorziehen. Wenn bei einem großen Sturme auf der See ein Reisender nicht zugeben wollte, daß seine Waaren über Bord geworfen werden sollten, und also das leck gewordene Schiff nicht leichter gemacht werden könnte, was würde die Folge seyn? keine andere, als daß das Schiff untergienge und er nicht nur seine Waaren, sondern auch sein Leben verlöhre.

Wir wissen, daß Leute aus Gewinnsucht inficirte Waaren in ein Land eingeführt haben, wodurch die Pest entstand, und sie nebst ihren

Familien zu allererst umkamen. Mögen jene Leute dies erwägen und zittern, daß sie ihre Häuser insgemein mit Materialien füllen, die gleich einer Pest unter ihre Landsleute Armuth und Verderben bringen sollen, möchten sie bedenken, daß sie mit sammt ihren Familien am ersten dadurch zu Grunde, und ihre Häuser ein Schutthaufen werden können. —

Ich will noch eines Mittels erwähnen, wodurch oft die geringsten Menschen allgemeines Unheil hervorbringen, nämlich, daß sie uns durch angenehme Schlüsse täuschen, und uns glaubend machen, ihre verderblichen Anschläge zweckten blos zu unserm Besten ab — so wie es in dem vorliegenden Falle ist. Denn das arme unwissende Volk, gelockt durch die anscheinende Bequemlichkeit im kleinern Handel, sah anfänglich in dem Kupfer nicht die eherne Schlange, sondern wollte, gleich den Israeliten, ihr Weihrauch opfern, auch war es ganz blind gegen die Vorstellungen Weisere, bis einige den Betrug so deutlich machten, daß jeder ihn mit Händen greifen konnte. Jene Projektmacher gedachten mit uns, wie die Philister mit dem Simson, zu verfahren, als er durch die Delila verrathen wurde, nämlich uns erst die Augen

auszustechen, und uns alsdann mit ehernen Ketten zu fesseln.

Nun will ich zu dem letzten Theile meiner Betrachtung übergehen, daß alle vorsätzliche Handlungen, wodurch man dem allgemeinen Wohl schadet, in den Augen Gottes große und schwere Sünde sind.

Aus der Schrift erhellet, und unsere Vernunft stimmt ganz damit überein, daß die Wohlfahrt der Nationen unter der Vorsehung und Regierung Gottes stehe — Gott ist ein Freund der Ordnung, alle Regierung ist von ihm, wer daher es wagt, Verwirrung und Unruhe unter eine Nation zu bringen, sucht die Welt der Regierung Gottes zu entziehn, und sie in die Hände des Teufels zu bringen, dem Urheber alles Verderbens. Hieraus ist klar, daß ein jedes Verbrechen gegen einen Privatmann, so schändlich es auch sonst seyn mag, doch bei weitem nicht so groß ist, als ein Verbrechen gegen den Staat.

Alle diejenigen ferner, die Verbrechen gegen den Staat begehen, laufen Gefahr, daß sie wegen derselben schwerlich Verzeihung erhalten werden, oder daß sie den Schaden ersetzen können. Der Haufe von Menschen ist sehr geneigt,

Ungerechtigkeiten schnell zu rächen, aber sehr langsam im Verzeihen. Und wie will Jemand Verzeihung von Millionen erhalten, oder Millionen Menschen den ihnen verursachten Schaden ersetzen können? wie wollen die, welche durch abscheulichen Betrug den ganzen Reichthum unsers benachbarten Königreichs in ihre Hände zu spielen gewust haben, solchen zurück geben können? wie wollen die Urheber und Beförderer jenes schändlichen Projekts uns Rechenschaft für den Schaden geben, den sie schon veranlaßt haben, ob sie gleich in ihrem Plane nicht weiter haben fortgehen können? der beklagenswürdige Zustand dieser elenden Menschen hängt bloß von der unergründlichen Gnade Gottes ab, denn die, welche in der Religion nicht ganz unwissend sind, wissen, daß ohne unser äußerstes Bemühen, der gekränkten Person das ihr angethane Unrecht zu vergüten, nebst einer aufrichtigen Buße keine Hoffnung eines ewigen Heils statt findet.

Endlich werden unsere Vergehungen gegen unser Vaterland noch dadurch groß, daß sie undankbar und unnatürlich sind. Wir sind nämlich unserem Vaterlande Leben, Freiheit, Religion und den sichern Besitz unseres Eigenthums schuldig. Es zeugt uns und ernährt

uns auch in der Folge: es ist gleichsam unsere Mutter, und wir haben Beispiele von großen Staatsoberhäuptern, die ihre Kinder wegen Landesverrätherei zum Tode verurtheilten, gleich als ob solche einer Mutter nach dem Leben getrachtet hätten.

Ich habe euch jetzt gezeigt, welch eine abscheuliche Sünde es ist, ein Feind seines Vaterlandes zu seyn, um mich dadurch zu der gegenseitigen Tugend aufzumuntern, welche in den gegenwärtigen Zeitläufen so nothwendig ist. Wir sind bisher noch im Stande gewesen uns unter so manchen drückenden Lasten aufrecht zu erhalten, aber jetzt ist die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt, und nichts als eine feste Vereinigung kann uns von einem gänzlichen Verderden bewahren: und hiezu verbindeten uns die Pflichten gegen unser Oberhaupt und gegen uns selbst. Laßt uns daher den Gemeingeist, welchen Gott unter uns erweckt hat, bewahren, denn wenn dies durch unsere Thorheit gelingen sollte, wenn wir uns selbst für nichts verkaufen sollten, so müsten Kaufmann, Handwerker, Künstler mit ihren unglücklichen Familien entweder in Einöden fliehen, um dort Hungers zu sterben, oder

daselbst vom Raube leben — oder sie müsten wenigstens nach einem andern Lande gehen, das gastfreundschaftlicher gegen sie denkt, als ihr Mutterland.

Soviel habe ich für meine Pflicht gehalten, euch zu sagen, und als euer Seelsorger euch vor irrdischen Uebeln zu warnen, welche die schlimmsten geistigen Uebel nach sich ziehen können, als Groll, Murren, Unzufriedenheit, und alle Arten von Bosheiten, wozu ein verzweiflungsvoller Zustand die Menschen so sehr leicht verleiten kann.

Ich weis zwar wohl, daß das, was ich jetzt gesagt habe, nur von der gegenwärtigen Versammlung gehört werden, und also auch auf diese zunächst nur Einfluß haben kann, indeß hoff' ich, daß dadurch mehrere meiner Amtsbrüder ermuntert werden mögen, zu den ihrer Seelsorge anvertrauten Gemeinden, nachdrückliche und wirksame Ermahnungen zu halten, und ihre Liebe gegen ihr Land bei dieser so wichtigen Gelegenheit thätig an den Tag zu legen. Auch kann man das, wie ich vollkommen überzeugt bin, kein Einmischen in Staatssachen nennen.

Ich bitte Gott, daß er unsern gnädigsten König, und dies Königreich in seinen Schutz und unter seine Obhut nehmen, uns vor allen verderblichen Projektmachern, Betrügern, Meineidigern, falschen Anklägern, Unterdrückern, vor dem Gifte der Parteisucht bewahren, und uns zum Gehorsam gegen unser Oberhaupt, zur Liebe gegen unser Land, und zum brüderlichen Wohlwollen vereinigen möge.

8.

Ueber den Tod König Karls I.

1 B. Mos. 49. v. 5. 6. 7.

Simeon und Levi sind Brüder: ihre Schwerdter sind mörderische Waffen. Meine Seele komme nicht in ihren Rath und meine Ehre sey nicht in ihrer Kirche; denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt, und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen *) verderbt. Verflucht sey ihr Zorn, daß er so heftig ist, und ihr Grimm, daß er so störrig ist. Ich will sie zertheilen in Jakob, und zerstreuen in Israel.

Ich weis sehr wohl, daß man unsere Kirche deshalb getadelt hat, daß sie diesen Bußtag als einen heiligen Tag feiert zum Andenken jenes guten Königs und Märtyrers Karls des ersten; der lieber auf dem Schaffot sterben, als die Religion und die Freiheiten seines Volks, welche Gott und Gesetze ihm anvertrauet hatten, verrathen wollte. Wer aber unsere Kirche deshalb

*) Ochse ist ein Sinnbild der Stärke, und bedeutet im hebräischen so viel als Fürsten. d. U.

tadelt, zeigt offenbar, daß er sich aus Religion nicht viel macht, oder vielleicht ein Nachkomme jener Aufrührer ist, die Schuld an dem Tode ihres Königs waren, und daß er noch an den Grundsätzen seiner Vorfahren hängt. Man behauptet, die Feierung dieses Tages habe nur dazu gedient, die Erbitterung und Feindschaften unter den Bewohnern unsers Reiches zu erhalten und zu vermehren, und die Protestanten zu veruneinigen; es sey bei Widereinsetzung des von dem hingerichteten Könige hinterlassenen Sohnes durch ein Edikt allgemeine Verzeihung und Vergessenheit angekündiget, und verboten worden, irgend Jemanden einen Vorwurf zu machen. Da nun jetzt außerdem von den Urhebern jenes Trauerspiels keiner mehr lebt, so sey es hart und lieblos, das Andenken davon bei den Nachkommen zu feiern.

Weil ich nun weis, daß viele von euch mit vielen einzelnen Umständen jener schrecklichen Hinrichtung, und mit dem vorhergegangenen Aufruhr nicht hinlänglich bekannt sind, so will ich

Erstlich, euch mit dieser Geschichte so viel als nöthig, näher bekannt machen,

Zweitens, euch die Folgen zeigen, welche dieser blutige Vorfall nach sich gezogen hat.

Endlich will ich aufmerksam machen, zu welchen Betrachtungen dieser Tag der Erniedrigung uns Anlaß geben kann.

Im Anfang der Regierung Königs Karls 2. waren die Macht und die Vorrechte der Könige weit größer, als jetzt, und so war es seit sieben hundert Jahren gewesen. Die besten vorhergehenden Fürsten trieben ihre Macht viel weiter, als dieser König zu der Zeit, als man ihn in Ansehung seiner Regierung am meisten tadeln konnte. Da aber die vorhergehenden Könige mit den Kronengütern sehr verschwenderisch umgegangen waren, so waren die folgenden gezwungen, durch das Parlement Abgaben erheben zu lassen, und sahen sich daher in der Nothwendigkeit, das Parlement öfter zusammen zu berufen. Durch den Besitz der Kronengüter, die in den Händen des hohen und niedern Adels waren, und durch viele andere von Heinrich dem 8ten der Kirche entrissenen Güther fing selbst die Macht, welche gewöhnlich eine Folge des Eigenthums ist, an, sich auf die Seite der Nation zu neigen, die nun auch oft die gültigsten Gerechtsame der Krone bestritt.

Unter den grausamen Verfolgungen, welche die Königin Maria gegen die Protestanten anstellte, flüchteten viele von denen, die das Kö-

nigreich verließen, nach Genf, einem Freistaate, wo kein König herrscht, und wo es auch in der von Calvin gestifteten Kirche keine Bischöfe giebt. Als der protestantische Glaube von der Königin Elisabeth wiederhergestellt wurde, kamen mehrere Flüchtlinge von Genf wieder nach England, und waren der Regierung und Religion jenes Freistaates, wo sie sich bisher aufgehalten hatten, so zugethan, daß sie alles mögliche versuchten, eine ähnliche Regierungsform und Religion in ihrem Vaterlande einzuführen. Zu gleicher Zeit predigten und spotteten sie über die bisherigen Gebräuche, über die ausgezeichnete Kleidung der Geistlichen; nannten, was ihnen nicht gefiel, Ueberreste des Papstthums, und beunruhigten unter jener großen Königin sowohl, als unter ihrem Nachfolger, Jakob dem ersten, Staat und Kirche. Diese Leute nannten sich die Reinen, (Puritaner) weil sie einen reinern (purern) Glauben, als die herrschende Kirche zu haben vorgaben. Von diesen stammen die jetzigen Dissenters ab. Sie hielten es nicht für genug, allen Irrthümern des Papstthums zu entsagen, sondern warfen auch viele lobenswürdige und erbauliche Einrichtungen der ältern Kirche weg, und wollten auch von Bischöfen nichts wissen, die doch von den Aposteln selbst eingesetzt worden, und in allen christlichen Kirchen nun schon auf

1500 Jahre ununterbrochen fortdauern. Alles dies thaten sie, nicht weil jene Dinge ein Uebel wären, sondern weil solche nach dem Papstthum schmeckten und dort noch im Gange wären. Hieraus entstanden nach und nach Streitigkeiten mit der königlichen Regierung, weil, wie ich schon gesagt habe, der Freistaat Genf, in welchem ihre Väter eine Zuflucht gefunden hatten, ein Freistaat oder Volksstaat war.

Diese Puritaner machten um die Mitte der Regierung unsers königlichen Märtyrers in dem Königreiche und in dem Unterhause eine beträchtliche Partei: verbreiteten falsche und bittere Schmähschriften gegen die Bischöfe und den geistlichen Stand, und beschuldigten die Besten des Papismus. Das Unterhaus wurde so übermüthig, und schwierig gegen den König, daß es ihm die nöthigsten Gelder zu dem erforderlichen Aufwande für sich und seine Familie nur unter Bedingungen zugestehen wollte, in die er ohne Verletzung seines Gewissens, seiner Ehre und seines geleisteten Eides nicht willigen konnte. In dieser Verlegenheit glaubte er sich zu dem — freilich nicht zu rechtfertigenden — Mittel, gezwungen zu sehen, sich selbst Geld ohne Parlemetsverwilligung zu verschaffen, ob er gleich dazu den Beifall seiner Räthe hatte; aber damals

gab es eben sowohl schlechte Räthe, als in unsern Zeiten.

Außerdem entstanden auch sehr viele und auch gerechte Klagen gegen einen Gerichtshof, welcher die Sternkammer hieß. Dieser Gerichtshof war schon sehr alt, hatte sich aber oft bestechen lassen, wofür der König doch nicht verantwortlich war. Ich erinnere mich nicht, daß er noch andere gegründete Klagen vorgebracht hätte, auch wäre es unnöthig, weil dieser gütige König, gleich bei dem ersten Mahle, als man sich an ihn wendete, den Beschwerden durch eine Parlementsakte abhalf, und jenem Gerichtshofe die Macht nahm, in Zukunft Jemandem unrecht zu thun. Die gottlose Partei im Unterhause war aber nicht mit jenen Beweisen der Gerechtigkeit und Herablassung des Königs zufrieden, sondern ging immer weiter, verband sich mit einer schottischen Faktion, welche ähnliche Einfälle in Ansehung der Religion hatte; zwang den König, den besten und vorzüglichsten unter seinen Ministern enthaupten zu lassen, und nöthigte ihn mit Hülfe eines zusammen gerafften aufrührerischen und drohenden Pöbels, zu den Gesetzen seine Einstimmung zu geben, daß ohne ihre Einwilligung es nicht in seiner Macht stehen sollte, das Parlement aufzuheben. Auf diese Weise unterzeichnete dieser König aus Schwäche und Be-

thörung seinen eignen Untergang. Das Haus der Gemeinen, das nun die Zügel der Regierung in seiner Hand hatte, machte immer tollere Fortschritte, und übersendete ihm täglich die unbilligsten Forderungen. Weil er in diese nicht willigen wollte, so bedienten sich die Gemeinen ihrer errungenen Macht, und erklärten, daß eine von beiden Häusern gegebene Verordnung, auch ohne Einstimmung des Königs, als Gesetz gelten sollte, welches doch wider alle Vernunft und Billigkeit, und den Grundgesetzen der Konstitution ganz entgegen war.

Um diese Zeit brach in Irland die Rebellion aus, wogegen ihm sein Parlement den Beistand versagte, und seinen Vorschlag, selbst hieher zu kommen, und die Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, nicht annahm. Diese und andere grausame Begegnungen zwangen den König, seine getreuen Unterthanen aufzufodern, sich zu Vertheidung seiner Gerechtsame unter seine Fahnen zu stellen. Unterdessen wuste das englische Parlement sich der Armee, die der König uns zu unserer Rettung senden wollte, zu versichern, und sie, statt uns zu helfen, wider den König selbst zu gebrauchen. Die Rebellion dauerte in England auf vier bis fünf Jahr, und der König sah sich endlich genöthigt, in verstellten Kleidern zu den Schotten zu fliehen, die ihn den

Rebellen verkauften. Diese Puritaner waren so unverschämt und grausam, den König vor einem gottlosen von ihnen dazu erwählten Gerichte zu verhören, und ihm den Kopf herunterzuschlagen, den er hätte retten können, wenn er an der Konstitution, und an der Kirche ein Verräther hätte werden wollen.

Bei diesem ganzen Verfahren waren Simeon und Levi Brüder. Fanatische Priester reizten durch gottlose und trügerische Wendungen die Soldaten zur Grausamkeit, welche mit gewaffneter Hand jeden aus dem Parlemente trieben, der nur einige Neigung zu einer Versöhnung gegen den König blicken lies, und nur die darin ließen, welche nach seinem Blute dürsteten. So haben ihre eignen Schriftsteller es erzählt. Dies zeigt deutlich, daß dieser König in jedem Betracht ein wahrer Märtyrer der Religion und der Freiheit des Volks gewesen ist. Jenes verhaßte Parlement hatte zuerst die Bischöfe aus dem Oberhause getrieben; in wenig Jahren darauf mordete es seinen König, schaffte darauf das ganze Oberhaus ab, und erreichte zuletzt seinen Zweck, nämlich ein Volksregiment und eine neue Religion nach Genfer Art zu haben, ohne König, ohne Bischoff, und ohne Adel, und dies nannten sie das Reich Christi und seiner Heiligen.

Dies mag zur nöthigen Aufklärung dieses Gegenstandes genug für euch seyn. Ich gehe nun zum zweiten Theile meiner Betrachtung über, worin ich die unglücklichen Folgen, welche diese abscheuliche Rebellion und dieser Mord hervorgebracht hat, aus einander setzen will.

Erstlich war die irländische Rebellion ein bloßes Werk jenes gottlosen englischen Parlements. Denn die Anführer jenes von den Papisten angestifteten Blutbades hätten sich nicht unterstanden, die Hand aufzuheben, wenn sie nicht von dem rebellischen Geiste des englischen Unterhauses dazu wären aufgemuntert worden. Sie wusten wohl, daß der König wegen der Zwistigkeiten mit demselben verhindert werden würde, den protestantischen Unterthanen Hülfe zu schicken, und daher können wir mit Wahrheit sagen, daß das englische Parlement dem Könige die Hände band, während daß die irländischen Papisten unsern Großvätern die Kehlen abschnitten.

Zweitens konnte jenes mörderisch gesinnte puritanische Parlement, nachdem es sich aller Gewalt bemächtiget hatte, weder über Regierungsform noch kirchliche Anordnungen einig werden. Es entstanden beständig neue Streitigkeiten, neue Ketzereien, neue Parteien, und daraus endlich jene verschiedene Arten des Gottesdienstes, jene sonderbahren Begriffe von bürger-

licher Gewalt, welche unser Reich mehr als irgend ein Land mit Faktionen angefüllt hat.

Drittens haben diese Rebellion und dieser Mord Anlaß zu den immer mehr zunehmenden Atheismus gegeben; denn viele Menschen, welche sahen, wie viel Schandthaten zwanzig Jahre hindurch unter dem Vorwande des Eifers für Religion und Verbesserung des Gottesdienstes begangen wurden, fiengen an, die ganze Religion für bloßen Betrug zu halten. Der jetzt unter uns ausgebreitete Geist des Unglaubens ist nichts als die Frucht des von den rebellischen Heuchlern ausgestreuten Saamens.

Viertens die alte Tugend und Treue, der edle Geist der englischen Nation ist durch die Macht, die Lehren, und das Beispiel jener gottlosen Menschen ganz verderbt worden. Viele von dem alten Adel sind mit ihren Familien in den Schlachten zu Vertheidigung ihres Oberhauptes und ihres Vaterlandes geblieben, oder von den unbarmherzigen Gerichten hingerichtet worden. Andere dachten schändlich genug, mit der rebellischen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen, und von denen, die nach Wiedereinsetzung des Sohnes unsers unglücklichen Märtyrers erhoben wurden, hatten die Meisten ebenfalls von den herrschenden bösen Grundsätzen zu viel eingesogen.

Fünftens wurden die Kinder des ermordeten Königs genöthigt, zu Erhaltung ihres Lebens in fremde Länder zu fliehen, in welchen wenigstens einer von ihnen, ich meine, König Jakob 2. zum Papstthum verführt wurde, wodurch er sein Königreich verlohr, sein Land dem Elende und der Verwüstung aussetzte, und in einen langwierigen Krieg stürzte. Unsere Befreiung verdanken wir der Tapferkeit des letztern Königs, dessen wir daher auch mit Dankbarkeit uns erinnern müssen, ohne ihn auf einer Seite zu verlästern oder auf der andern zu vergöttern. Es war ein Glück für uns, daß sein Vortheil und der unsrige genau mit einander verbunden waren, und Gott schenkte seinen Unternehmungen einen glücklichern Erfolg als unsere Sünden verdienten. Gleichwie aber ein vom Sturm umgeworfenes Haus selten wieder aufgebauet wird, ohne daß mit dem Grunde desselben eine Veränderung vorgenommen wird, so sind auch jetzt seit jener Revolution die Menschen nicht mehr fest in den Grundsätzen der Religion und Regierung, die Faktionen sind weit heftiger, verrätherischer und boshafter als jemals, die Menschen fallen gewöhnlich von einem Extreme aufs andere, und äußern in Privatgeschäften eben solche Meinungen und Grundsätze, als jene

An-

Anführer der Rebellion hegten, welche Karln aufs Schaffot brachten.

Sechstens, eine andere Folge dieser schrecklichen Rebellion und dieses Mordes war die Zerstörung und Verwüstung einer großen Menge Gotteshäuser. Wenn jetzt ein Fremder England durchreisete, so könnte er nicht anders glauben, als daß ehemals eine Armee Türken oder Heiden ausgesendet gewesen, alle Denkmahle des christlichen Namens zu verwüsten und zu vertilgen. Die Rebellen schonten weder die Statuen der Heiligen noch die der alten Prälaten, der Könige, oder großen Wohlthäter. Sie brachen die Begräbnisse und Gruften großer Familien auf, bemächtigten sich der silbernen Gefäße, die zu den heiligsten Gebräuchen bestimmt waren, rissen allen Schmuck und Verzierungen weg, und machten die Gotteshäuser zu Diebeshöhlen und Ställen. Dies waren aber noch die gelindesten Wirkungen des Puritanischen andächtigen Eifers für Christenthum: sie nannten dies eine allgemeine Reformation. In unserer Insel bemerkte man die Verwüstungen nicht so leicht. Denn da die Bewohner derselben zu arm sind, um prächtige Tempel zu errichten, so wurden unsere kleinen Kirchen nicht verwüstet, sondern ganz umgerissen.

Es ist gewiß, Gott hätte viele andere Mittel finden können, unsere Nation für ihre Sünde zu züchtigen, ohne diese Rebellion und diesen Mord zuzulassen: weil aber doch die Welt immer noch in ihrem gewöhnlichen Laufe fortgeht, so dürfen wir wohl die Ursachen aller erlittenen und künftig sich noch ereignenden Staatsunfälle in nichts anderm suchen, als in der schlechten Regierung der Fürsten, und in der Gottlosigkeit des Volks.

Ich gehe daher nun zum dritten Theile meiner Betrachtung über, und will euch zeigen, wozu euch dieser feierliche Tag nützen kann.

Zuerst mag dieser Tag für Fürsten selbst eine große Lehre werden, in der Wahl ihrer Rathgeber bei der Gesetzgebung sehr vorsichtig zu seyn. Alle Räthe, ein Paar ausgenommen, riethen dem König zu Erbauung der Kriegsschiffe Geld — ohne Einwilligung des Parlements, zu heben. So wie dieser Schritt sein größtes Vergehen war, so wurde er auch die Hauptursache seines ganzen Unglücks. Fürsten können ferner hieraus lernen, einen treuen Diener einer rachsüchtigen Partei nicht aufzuopfern, keinem Kollegium eine größere Macht zu überlassen, als die Gesetze erlauben, und noch viel weniger einer Gesellschaft eine Macht so lange

anzuvertrauen, bis es derselben beliebt, solche wieder zurückzugeben.

Zweitens mag das Andenken an die traurige Begebenheit dieses Tages, und an die daraus entsprungenen Folgen uns überzeugen, wie nöthig es ist, den unruhigen Köpfen, welche neue Lehren in der Kirche einzuführen, und neue Regierungsveränderungen hervorzubringen suchen, bei Zeiten Einhalt zu thun. Jene gottlosen Puritaner fiengen zur Zeit der Königin Elisabeth zuerst an, über die Kleidung der Geistlichen, die Trauringe bei Trauungen, über das Kreuz bei der Taufe, und andern solchen Dingen, zu streiten; alsdann schritten sie zu wichtigern; und endlich wollten sie die ganze kirchliche Regierung abgeschafft wissen. Das erste Werk, was sie zu Stande brachten, war, daß sie den Bischöfen ihre Sitze im Parlemente nahmen; alsdenn schafften sie den ganzen Stand der Bischöfe ab, und zuletzt bemächtigten sie sich aller der Kirche gehörigen Güter und theilten sie unter sich, welches ihr eigentlicher Zweck war. Sie machten, wie Jerobeam, Priester aus den Hefen des Volks. So war ihre Kirchenverbesserung beschaffen. Was die Regierung des Landes anbetrift, so habt ihr schon gehört, wie sie mit dem Tode des Königs und Vertreibung des Adels alles umän-

derten. — Aber aus dem, daß die Nation nach zwölfjährigen Leiden, und einer Menge Veränderungen in der Regierung, endlich der Tyrannei müde, sich gezwungen sah, den Sohn des von jenen Verbesserern ermordeten Königs zurückzurufen, erhellet, unter welcher babilonischen Gefangenschaft das Volk geseufzet hat.

Drittens, es giebt viele von der herrschenden Kirche, welche jene Rebellion und jene Hinrichtung des Königs entschuldigen. Diese mögen erwägen, daß solche Meinungen den Lehren Jesu und seiner Apostel eben so wohl als den Artikeln der Kirche, die seit mehr als hundert Jahren öffentlich gelehrt werden, ganz zuwider sind. Wir haben in unsern Zeiten — ich erwähne es mit dem größten Kummer meines Herzens — sonderbare Predigten darüber gehört, ob man gleich der Vernunft nach glauben sollte, es sey unter einer monarchischen Regierung nicht der Weg sich beliebt zu machen, wenn man das Verbrechen jener Menschen, die nicht nur den König mit kaltem Blute mordeten und eine Zeitlang die monarchische Regierung zernichteten, viel geringer darzustellen sucht. Gott gebe, daß wir solche Lehren nicht mehr auf den Kanzeln hören, oder das Gift derselben durch den Druck verbreitet sehen.

Viertens kann das Andenken an diese schreckliche Rebellion und diesen Mord, und die Kenntniß der damaligen Vorfälle mit ihren Folgen unserer Nation eine Lehre seyn, keinen Lügen zu glauben, und nicht verführerischen Leuten zu trauen, die unter dem Vorwande einer reinern und verbesserten Religion sie ihrer Pflichten gegen Gott und den Staat vergessend machen. Politiker mögen sagen, was sie wollen, so kann jeder, der nur gemeinen Menschenverstand hat, recht gut und leicht wissen, ob er unter einer schlechten oder guten Regierung steht. Wenn er ohne Beschwerde sein Gewerbe treiben, sicher in seinem Eigenthume seyn, und mit Hülfe der Gesetze sich gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung vertheidigen kann, (welches unter jeder Regierungsform statt finden kann) so muß er zufrieden seyn, und weder durch Reden noch Schreiben gegen den einmal eingeführten Gottesdienst Anstoß geben. — Glaubt er besser zu sehen, so muß er sich doch ruhig verhalten, und seine Einsichten in Ruhe für sich behalten, ohne durch wüthenden Eifer und Proselitenmachen eine Gemeinde zu beunruhigen, wie es jene närrischen und unsinnigen Puritaner machten, die Himmel und Erde umkehrten, göttliche und menschliche Gesetze verletzten, die Aecker in Schlachtfelder umwandelten, und ihre gottlosen

Einfälle und Gedanken, ihre ungereimten, gotteslästerlichen Reden für Eingebungen des heil. Geistes ausschrien.

Was den Einwurf anbetrifft, daß durch die Feier dieses Tages zwischen den Protestanten Erbitterung und Haß erhalten würde, so glaube ich, daß alle die, welche die Kirche und den Staat lieben, sich gegen Leute, die noch solche Religions- und Regierungsgrundsätze hegen, als jene rebellischen Puritaner hatten und ausübten, so lange vereinigen müssen, bis solche ihren gottlosen Meinungen entsagt haben.

Wenn wir die Papisten der schrecklichen Lehre beschuldigen, daß man den Ketzern kein Wort halten müsse, so leugnen sie es, aber doch halten wir es mit Recht für gefährlich, ihnen zu trauen, weil wir sie nach ihren Handlungen beurtheilen, die jener Lehre ganz angemessen sind. Die Anhänger jener Königsmörder haben nun ihren Grundsätzen nicht entsagt, und so lange sie dies nicht thun, muß man mit Recht Argwohn gegen sie haben. —

Wenn ein unterjochtes Volk seine Freiheit wieder erlangt, und sich von einer tyrannischen Gewalt befreiet hat, wer wird es tadeln, wenn es den Tag seiner Befreiung als einen Festtag feiert. Sollte also nicht der Mord eines Königs, die Verwüstung dreier Königreiche, die

Auflösung der Kirche, durch die heuchlerischen Ränke und die Grausamkeit einer Rotte Soldaten, Priester und anderer Söhne des Belials, ebenfalls einen feierlichen Bußtag erfordern? zumal da die Folgen jenes blutigen Auftrittes noch fortdauern, wie ich bereits gezeigt habe.

Ich wäre jetzt mit den drei Gegenständen meiner Betrachtung, in so weit ich mir darüber zu reden vorgenommen hatte, zu Ende. Ehe ich aber schließe, so muß ich, meine Zuhörer, noch bemerken, daß ihr mich nicht falsch versteht, und nicht glaubt, als wäre ich für eine völlig unumschränkte monarchische Regierung. Es ist zwar wahr, daß alle Obrigkeit von Gott ist, das bedeutet aber nichts mehr, als wenn wir sagen, alles, was wir haben, ist von Gott, unsere Nahrung, unsere Kleidung, und alles was wir rechtmäßig besitzen. Mit diesen Worten läßt sich eben so wenig als mit andern Stellen der heiligen Schrift eine tyrannische, willkührliche Gewalt rechtfertigen. Der Apostel fügt auch den Grund hinzu, warum die Obrigkeit verordnet ist, nämlich die Bösen zu strafen und die Guten zu belohnen. Der innere Werth des größten Königs ist, insofern er der Werth eines Königes, nicht im mindesten größer, als der Werth eines Bettlers. Sein Leib besteht aus dem nämlichen Thon und ist den

nämlichem Schwächen unterworfen. Seine Erziehung ist gemeiniglich schlechter, weil er durch Schmeichelei, Müßiggang, Schwelgerei, verdorben wird, und so manche üble Neigungen bekömmt, die eine Folge des frühzeitigen Gefühls der Macht ist. Es wäre daher wider allen gesunden Menschenverstand zu behaupten, daß sein Privatvortheil oder sein Vergnügen eben so wichtig seyn sollte, als das Wohl von Millionen Menschen. Von Natur, und in den Augen Gottes sind wir alle einander gleich, haben gleiche Ansprüche an der künftigen Glückseligkeit, ein Fürst ist nicht um sein selbst, sondern um der Menschen willen verordnet, und um dieser willen ist ihm die Macht der Regierung anvertraut. Verwaltet er diese so, wie er soll, dann verdient er alle Ehre und Achtung die einem Menschen erwiesen werden kann. Seine persönlichen Mängel gehen uns nichts an, und die Fehler, welche in der Regierung gemacht werden, haben seine Minister zu verantworten. In wie fern, und bis zu welchem Grade diese Fehler nebst den daraus zu entstehenden Uebeln zu ertragen sind, ist eine Sache, worüber Zeit, und Ort und Amt mich weiter auszubreiten nicht gestatten. Werden die Unterdrückungen zu groß, und zu allgemein, um sie ertragen zu können, so werden Natur und Bedürfniß der Um-

stände schon für ein Mittel sorgen. Wenn aber ein Privatmann, im Fall er sich bessert, für Vergehungen, auf die nicht das Leben, oder lebenslängliche Strafen stehen, billig Verzeihung erlangen kann, wie hart wäre es, wenn ein Fürst nicht auch Verzeihung sollte erhalten können, der mit anderer Leute Augen sehen, und mit anderer Ohren hören muß, die oft absichtlich blind und taub sind. So verhielt sichs mit Karl I, und so verhält sichs auch größtentheils mit andern Fürsten. Doch müssen wir zur Vertheidigung des gemeinen Volks aller gebildeten Nationen sagen, daß eine Regierung recht schlecht seyn muß, wenn der größte Theil der Unterthanen, statt in Friede und Gehorsam zu leben, unter dem Vorwande einer fehlerhaften Staatsverwaltung die Waffen ergreift, den Fall ausgenommen, wo falsche Priester aus fanatischen Religionsmeinungen, von verschlagnen Leuten zu Erreichung böser ehrsüchtiger Zwecke geleitet, ganze Nationen närrisch und toll gemacht haben. Dies war der Fall in jener Rebellion unter Karln.

Die letzte Revolution hingegen unter Leitung des Prinzen von Oranien hatte einen ganz entgegengesetzten Anfang, und entstand

durch die ungerechten Unterdrückungen des Hofes. Denn jener unglückliche Jakob 2. griff nicht nur unsere Gesetze und Freiheiten an, sondern wollte auch noch seinen Unterthanen eine falsche Religion aufzwingen, daher er mit Recht vertrieben wurde, weil es sonst kein ander Mittel gab, oder weil man wenigstens über kein anders sich vereinigen konnte. Aber unter jenem königlichen Märtyrer wollte das getäuschte Volk nicht nur den übrigen Bürgern des Staats, sondern auch ihren Oberhaupte falsche Religionen aufdringen, griff zugleich die unbezweifeltsten Rechte desselben an, und überlieferte ihn, da er in ihre rebellischen Forderungen nicht willigen wollte, vor den Augen der ganzen Welt, als einen Verbrecher dem Tode.

Diejenigen also, welche die letzte Revolution, und die Veränderung in der Erbfolge nicht anders vertheidigen zu können glauben, als wenn sie das Verbrechen der Puritaner geringer darstellen, thun der gegenwärtigen Regierung den denkbarsten Schimpf an, wenn sie zwischen der letzten Revolution und jener Rebellion einige Aehnlichkeit finden, und daher die jetzige Regierung mit den nämlichen Gründen vertheidigen, welche jene Gewalt-

haber zu Erreichung ihrer Plane bei Niedertretung aller menschlichen und göttlichen Gesetze sich bedienten.

Eine meiner vorzüglichsten Absichten bei dieser Betrachtung ist die, euch vor den Extremen zweier gleich bösen Meinungen in Ansehung des Gehorsams zu warnen. Weil man zuweilen die Könige Götter der Erde nennt, so wollen manche sie auch an Gewalt Gott gleich machen, und sie über alle Gesetze erheben. Freiheit, Eigenthum, Leben und Religion der Unterthanen soll ganz von ihrer Willkühr abhängen. Ich hoffe indeß nicht, daß dies die Meinung aller derer gewesen, die für den leidenden Gehorsam kämpften. Oft haben aber diese Meinung Leute behauptet, die sich zu anderer Zeit eben so bereit fanden, die Vorrechte des Volks zu erweitern, je nachdem sie es ihrem Vortheil oder Ehrgeize für zuträglich hielten.

Andere glauben wieder, daß die Könige für jeden begangenen Fehler stehen, und verbunden seyn sollten den unbilligsten Forderungen einer rebellischen Faktion Rechenschaft abzulegen, welches der Fall mit jenen Aufrührern war, die den königlichen Märtyrer auf das Schaffot brachten.

Zwischen diesen beiden Punkten ist es leicht, den Mittelweg zu finden. Seid gute getreue Unterthanen, und, so viel als in euren Kräften steht, getreue Verfechter eurer Religion und Freiheiten. — Fliehet alle Verkündiger und Bekenner neuer ausgeheckter Religionsmeinungen. Beobachtet genau die Gesetze des Landes, die euch nicht ohne eure Einwilligung entrissen werden können. Kurz, Gehorchet Gott und eurem Oberhaupt.

9.

Vorschlag
zu Beförderung der Religion
und
Verbesserung der Sitten.

Einer Frau vom Stande gewidmet.

Die Absicht, warum ich Ihren Namen — Gnädige Gräfin, dieser Schrift vorsetze, ist nicht, mir nach gewöhnlicher Weise ihren Schutz für dieselbe zu erbitten. Dies hielte ich für eine sehr unbillige Bitte, da Sie doch eine Ihnen, obgleich ohne Ihr Wissen und von einer unbekannten Hand, gewidmete Schrift nicht ohne einen Anschein von Parteilichkeit empfehlen könnten; und doch ist meine wahre Absicht, ich gestehe es, die nämliche, welche mir in den meisten Zueignungsschriften so sehr zuwider gewesen ist, nämlich die, Ihr Lob der Welt zu verkündigen, aber nicht wegen Ihrer erhabenen Geburt, denn ich kenne andere von eben so hohem Range, oder wegen ihres Reichthums, denn ich kenne noch weit reichere; oder wegen der schönen Sprößlinde ächte Bilder ihrer Aeltern — wel-

che Mutter zu Ihnen sagen, denn hierin mögen in manchen Ländern und zu manchen Zeiten andere Ihnen ebenfalls gleich gekommen seyn. Dies sind freilich Vorzüge, die aber ihre Besitzer um nichts vollkommener machen, sondern höchstens nur dienen, ihren wirklichen Vollkommenheiten einen Glanz zu geben.

Was ich der Welt von Ihnen anpreisen will, ist, Gnädige Gräfin, Ihre Frömmigkeit, Ihr Verstand, Ihr gutes Herz, Ihre Leutseligkeit und Mildthätigkeit. Hierin wünschte ich, daß viele Ihnen gleich kommen, oder gar manche Sie noch übertreffen, mir aber auch zugleich bekannt seyn möchten, alsdann würden Sie vielleicht mit dieser Zueignung verschont geblieben seyn. Für jetzt halte ich es indeß zum Besten der Tugend und Religion für höchst nothwendig, die Bewohner dieses Reichs mit einigen Ihrer Eigenschaften näher bekannt zu machen, daß Sie z. B. mit der ächtesten Frömmigkeit die höchste Feinheit und Artigkeit im Umgange verbinden, so wie man solche nur bei irgend einer Dame oder einem Manne von Welt antreffen kann; daß Sie, mancher Hindernisse ungeachtet, einem sehr berühmten Hause, von welchem Sie ein Zweig wurden, und das seit einigen Menschenaltern durch die ungeheuren Verschwendungen seiner Vorfahren zurückgekommen

war, durch Ihre Klugheit und geschickte Haushaltung den alten Glanz wieder gegeben haben; daß Sie jede Pflicht, welche Ihnen die Vorsehung aufgelegt hat, mit Freudigkeit erfüllen, sowohl in Erziehung Ihrer zwei unvergleichlichen Töchter, deren Betragen so allgemein bewundert wird, als auch in Erfüllung der Pflichten einer klugen, gefälligen und liebreichen Gattin, in der Sorgfalt, die Sie für den geringsten unter ihrem Gesinde trägt, und endlich in der ausgezeichneten Milde und in der weisen Austheilung der Wohlthaten gegen die Armen. Ich bin überzeugt, daß es äußerst wichtig für die Welt wäre, dies und noch weit mehr von Ihnen, Gnädige Gräfin, zu wissen. Wer es indeß versuchen wollte, die Welt davon zu unterrichten, würde, statt Glauben zu finden, vielleicht für einen Schmeichler gehalten werden. Diesen Vorwurf zu vermeiden erkläre ich, daß dies keine Zueignungsschrift, sondern nur eine Einleitung zu dem Vorschlage, wie Religion und gute Sitten am besten zu befördern seyn soll, wozu ich einige Züge aus dem Karakter einer Dame genommen habe, die ihr ganzes Leben sich beflissen hat, Religion und gute Sitten auszuüben und zu befördern.

Unter allen in unserm projektreichen Jahrhundert dem Publikum gethanen Vorschlägen ha-

be ich, nicht ohne Mismuth, noch keinen bemerkt, der auf Beförderung der Religion und guten Sitten abgezweckt hätte, obgleich ein solcher Vorschlag nicht nur sehr fromm und löblich in Ansehung der Folgen einer solchen Verbesserung auf ein künftiges Leben, sondern auch das beste und natürlichste Mittel zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staats, und der zeitlichen Glückseligkeit eines jeden einzelnen Menschen seyn würde. Denn so sehr auch Glaube und Sittlichkett unter uns in Abnahme gekommen sind, so habe ich doch das feste Vertrauen, daß man sie in kurzem, und ohne große Mühe, bei dem großen Haufen der Menschen wieder so in die Höhe bringen könnte, als der Haufe von Menschen nur fähig ist. In der That sind die Mittel so leicht, so nahe an der Hand, und einige Veranlassungen dazu jetzt so vortreflich, daß zu Ausführung dieses Vorschlags nichts weiter nöthig zu seyn scheint, als diejenigen, deren Ehre, Pflicht und Vortheil es vorzüglich betrifft, nur daran zu erinnern.

Weil es aber sehr sonderbar und unnütz seyn würde, Arzeneien zu verordnen, ehe man die Krankheit kennt, oder sich vor einer Sache zu fürchten, von deren Daseín man nicht überzeugt

ist,

ist, so will ich erstlich zeigen, daß unsere Nation überhaupt in Ansehung der Religion und der Sitten sehr verderbt ist, und alsdenn will ich einen kurzen Entwurf machen, wie solchem abzuhelfen.

Was das erste betrifft, so hält man es gewöhnlich für eine alte Leier, wenn Priester über jetzige verderbte Zeiten klagen, doch glaube ich, bei gehöriger Vergleichung unserer jetzigen Verderbtheit mit der in ehemaligen Zeiten oder in andern Ländern würde man finden, daß die Klagen nur zu gegründet sind.

Denn erstlich wird man mir — ich fürchte nicht, daß man mich der Uebertreibung oder der Satire beschuldige, weil ich nichts als bloße Wahrheit sage — zugestehen, daß unter hundert Leuten vom Stande oder von Adel kaum einer ist, der nach Religions-Grundsätzen zu handeln scheint, daß viele der Religion ganz und gar den Abschied geben, und ohne Umstände ihren Unglauben an Offenbahrung im gemeinen Umgange zu erkennen geben.

Beim Mittelmanne ist dies fast der nämliche Fall, vorzüglich in großen Städten, wo die Ruchlosigkeit und Unwissenheit der Handwerker, Krämer, des Gesindes und anderer auf solchen

Grad gestiegen ist, daß man sich ihn kaum höher denken kann.

Von allen Arten Menschen unter der Sonne giebt es aber, wie Ausländer bemerkt haben, keine, die so wenig Gefühl für Religion haben, als die englischen Soldaten. Große Offiziere unserer Armee bestätigen, und haben auch oft versichert, daß sie unter ihrer ganzen Bekanntschaft sich nicht drei Personen erinnern könnten, die einige Achtung vor dem Evangelium zu haben schienen, oder nur eine Sylbe davon glaubten. Das nämliche kann man von unsern Schiff-Soldaten sagen. Die Folgen dieser Denkungsart auf die Handlungen der Menschen sind unverkennbar. Man sucht nicht mehr, wie in vorigen Zeiten, seine Laster zu verbergen, oder sie zu beschönigen, sondern legt sie, wie andere gewöhnliche Vorfälle des menschlichen Lebens der Welt gerade vor Augen, ohne von irgend Jemanden einen Vorwurf befürchten zu dürfen. So sagt einer zum Beispiel, er wolle sich diesen Abend einen Rausch trinken, oder er sey vergangenen Abend betrunken gewesen, mit so wenig Umständen und Bedenken als er uns sagen wollte, wie viel Uhr es sey. Ein anderer erzählt, daß er bei einer Nymfe gewesen, oder daß er den Tr — r habe, mit eben so viel Gleichgültigkeit als ob er eine Zeitungsschnurre erzählte.

Man schwört, flucht, lästert, ohne dabei in Eifer zu kommen, und ohne die mindeste Veranlassung.

Das weibliche Geschlecht hält zwar in manchem noch etwas auf Ehre und guten Ruf, aber es ist nur ein dünnes Band, was es daran knüpft. Wenigstens scheinen die Meisten von unsern Frauenzimmern Tugend und gute Aufführung dazu nicht für nöthig zu halten; auch begegnet man denen, die eben nicht in dem Rufe unbefleckter Tugend stehen, in öffentlichen Gesellschaften mit den nämlichen Ehrenbezeugungen, welche man den Tugendhaftesten erweiset, und diese nehmen und erwiedern Besuche von jenen ohne die mindeste Bedenklichkeit. Diese Mode ist unter uns noch nicht sehr alt, und ich halte sie von sehr verderblichen Folgen. Es scheint als ob Tugend und Laster eine Art von Vertrag mit einander gemacht hätten, daß ein Frauenzimmer bis zu einem gewissen Grade untugendhaft seyn könnte, wenn sie sich nur nicht wegwürfe, als ob es einen gewissen Punkt gäbe, wo die Galanterie aufhörte, und die Schande anfienge, und daß hundert unerlaubte Liebschaften nicht zu verzeihen wären, ein Dutzendmal aber wohl angienge.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle die verderblichen Folgen erzählen wollte, welche aus dem übertriebenen Spielen entstehen. Mannspersonen werden verleitet zu allerlei Betrügereien, zu Händeln, zum Fluchen und Lästern, Frauenzimmer zu Vernachlässigung ihres Hauswesens, zu Frechheit und Unverschämtheit, zu unanständigen Leidenschaften, und endlich gar zu Ausschweifungen aller Art: denn nach unglücklichen Verlusten muß die Person die Leere des Beutels vertreten. Beim Spiele gilt in solchen Fällen die Rechtsregel: quod non habet in crumena, luat in corpore.

Doch alles dies ist nichts in Vergleichung mit andern Dingen. Man betrachte z. B. die Betrügereien und Ränke der Kaufleute, Krämer; den unersättlichen Schlund der Ungerechtigkeit und Unterdrückung in den Gerichten; den öffentlichen Handel, der mit allen Arten von Aemtern und Bedienungen getrieben wird, ohne dabei auf Verdienst und dazu erforderliche Eigenschaften Rücksicht zu nehmen; die schändliche Verwaltung der Aemter, die Bestechbarkeit derer, die in den Aemtern sitzen; die abscheulichen Mißbräuche bei der Wahl der Volks-Repräsentanten, nebst dem eigennützigen Betragen der Repräsentanten selbst, und ihre Parteisucht. — Zu diesem allem kann ich dreist hinzufügen, die Un-

wissenheit so mancher von den geringern Geistlichen, ihr kriechendes Wesen, die vorwitzige unbesonnene Aufführung so vieler jungen Theologen bei ihrem ersten Eintritt in die Welt, nebst noch vielen andern Sachen, deren Erwähnung theils unnütz, theils mir auch zuwider seyn würde, weil solche mit den schon erwähnten Uebeln in Verbindung stehen, oder den geistlichen Stand, obwohl mit Unrecht, verachtet machen.

Dies ist ein kurzer Abriß der allgemeinen Verderbniß unter uns, die ich nicht umständlich zergliedern und auseinander setzen mag, weil ich damit gar nicht zu Ende kommen würde. So allgemein und tief eingewurzelt sie aber auch seyn mag, so müste ich mich doch sehr betrügen, wenn es nicht gegen die meisten dieser Uebel ein wirksames, kräftiges Mittel gäbe. Mein dermaliger Vorschlag ist kein bloßer in Einbildung bestehender, von einer herumschweifenden Fantasie ausgeheckter Einfall, sondern ein Vorschlag, der leicht auszuführen ist.

Denn so lange die Krone das Recht, alle Aemter und Bedienungen zu vergeben, entweder mittelbar oder zunächst ausübt, so lange hat es der Fürst in seiner Gewalt, Tugend und Frömmigkeit zur herrschenden Mode zu machen, wenn sie bei Beförderungen durchaus erfordert werden.

Die Erfahrung unserer Zeiten lehrt, daß das bloße Beispiel eines guten Regenten auf ein einmal verderbtes Zeitalter wenig Einfluß hat, denn wenn hat je auf einem Throne eine würdigere Person gesessen, als unsere gegenwärtige Königin? Ich rede hier nicht von ihrer Fähigkeit zu regieren, ihrer Liebe zur Nation, oder andern bloß königlichen Eigenschaften, sondern von ihrer Frömmigkeit, Mildthätigkeit, Mäßigkeit, ehelichen Liebe, und andern Tugenden, die vorzüglich ein Schmuck des Privatlebens sind, Tugenden, welche sie in sehr hohem Grade besitzt, und worin Niemand sie übertrifft. Und dennoch — ich sage dies weder aus Satire, noch aus mürrischem Unwillen über die Menschheit — dennoch glaube ich behaupten zu können, daß Unglauben und Laster seit ihrer Gelangung zum Throne nicht abgenommen haben, und *auch* wahrscheinlich nicht eher abnehmen würden, als bis man zu kräftigern Mitteln schreitet.

Es scheint ein Mißgeschick der menschlichen Natur zu seyn, daß das Beispiel eines schlechten Regenten sehr bald ein Volk verderben kann, hingegen das bloße Beispiel eines guten, ohne Anwendung anderweitiger Mittel, nicht hinreichend ist, es zu bessern. Fürsten sollten daher diesen Mangel durch eine kraftvolle Ausübung derjenigen Macht, welche die Gesetze ihnen geben, er-

setzen, und die Einrichtung treffen, daß eines jeden Nutzen und Ehre es erforderte, Religion und Tugend zu haben, daß das Laster mit Schande bestraft würde, und jemanden aller Ansprüche auf Beförderung verlustig machte.

Bei ihren Höfen sollten Fürsten aber zuerst anfangen, könnten nicht z. B. die Hof-Bediente unserer Königin von mitlerm und niederm Range bei Strafe der Entsetzung von ihren Aemtern, entweder auf eine gewisse Zeit, oder auf immer, genöthiget werden, dem wöchentlichen Gottesdienste gehörig beizuwohnen, sich anständig dabei zu betragen, viermal jährlich zum Tisch des Herrn zu gehen *), sich alles Schwörens und irreligiösen Reden zu enthalten, und wenigstens dem Schein noch ehrbar und züchtig sich aufzuführen? könnten nicht hiezu besondere Aufseher gesetzt werden, die darauf Acht haben müsten? könnten nicht die höhern Stände, und die, welche zunächst um die Königin sind, von ihr selbst Befehle erhalten, und je nach dem sie gehorsam wären, Gnade oder Ungnade zum Lohn erhal-

*) Wie Swift durch die damaligen revolutionistischen Zeiten veranlaßt werden konnte, ein so sonderbares Mittel vorzuschlagen, das, wie man aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur und aus Erfahrung zeigen kann, ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorzubringen im Stande, davon s. die Zus. d. Ueb.

ten? könnte nicht die Königin den Bischöfen und andern bekannten frommen Männern befehlen, fleißig nachzuforschen, und ihr Berichte abzustatten, ob irgend Jemand am Hofe in seinen Sitten und in seinen Grundsätzen als Freigeist denke und lebe? Könnten nicht alle, die bei Hofe ein Amt erhielten, einen Eid ablegen, der dem ähnlich wäre, welchen die Geistlichen ablegen müssen, daß sie ihr Amt nicht erkauft, oder durch Bestechung erschlichen haben?

Würden diese oder ähnliche Maßregeln ergriffen, und gehörig beobachtet, so ist kein Zweifel, es würden gute Sitten und Religion bald Hofmoden werden, und man würde sie als die einzigen Mittel ansehen, durch die man allein Ehrenstellen erwerben und behalten konnte, und dies würde auf den hohen und niedern Adel einen großen Einfluß haben.

Gebrauchte man nun in Ansehung der andern Staatsämter, in so weit es sich thun ließe, eine ähnliche Methode, so würde man dadurch mit der Zeit eine solche Sittenverbesserung hervorbringen, als viele sich vielleicht kaum denken können. Denn, würden Tugend und Frömmigkeit für die einzigen Mittel gehalten, um Bedienungen zu erlangen, so würde jeder tugendhafte Mann, welcher ein Amt erlangt hätte, gewiß sogleich das Beyspiel der Königin bei Ver-

gebung solcher Stellen, die von ihm abhiengen, nachahmen: vorzüglich wenn offenbahre Partheilichkeit oder Begünstigung für ein Vergehen gerechnet wird, das Verlust der königlichen Gnade oder des Amtes nach sich zöge. Nun giebt es überall in jeder Stadt und in jeder Gegend dieses Königreichs so viele Bedienungen, daß alles bald eine andere Gestalt gewinnen, und die Religion außerordentlich befördert werden würde, wenn die, welche diese Bedienungen bekleideten, einen musterhaften Wandel führten. Auch würde das allgemeine Beste dadurch gewinnen, weil man unter zehn gewiß neun rechnen kann, denen es nicht an Verstand und Fähigkeit, sondern an Rechtschaffenheit fehlt. Ich kenne keine Bedienung, wozu die Frömmigkeit untüchtig machen sollte, und wenn sie es thäte, so würde der Einwurf für die jetzigen Zeiten wenig fruchten, weil vielleicht die Bemerkung sehr gegründet ist, daß bei Austheilung der Aemter, gemeiniglich nur zuletzt gefragt wird, ob eine empfohlene Person zu dem Amte tüchtig und geschickt sey.

Ich habe manchmal gedacht, ob nicht bei uns eine Art Censoren, wie bei den Römern, von großem Nutzen seyn würde? auch könnte man leicht dafür sorgen, daß sie nicht so weit giengen. Die Römer verstanden sich auf die Freiheit so gut als wir, waren eben so eifersüch-

tig darauf, und vertheidigten sie bei jeder Gelegenheit mit vielem Muthe. Ich erinnere mich nicht gelesen zu haben, daß man sich sehr über Misbrauch des Censoren-Amtes beklagt hätte, vielmehr finde ich eine Menge vortreflicher Wirkungen davon. Es giebt eine Menge verderblicher Laster unter uns, welche der Strafe aller unsrer deshalb erfundenen Gesetze entgehen, oder sie kraftlos machen; gegen viele giebt es auch nicht einmal Gesetze, als Atheisterei, Völlerei, Betrug, Geiz und viele andere, denen durch eine solche, gehörig und erweislich, veranstaltete Einrichtung könnte Einhalt gethan werden.

Man setze z. B. Es würden Kommissare ernennt, welche im Lande herumreiseten, und die Aufführung der Beamten oder in Bedienung stehenden Leute, sowohl in Ansehung ihrer Sitten und Religion, als ihrer Geschicklichkeiten erforschten, die eingezogenen Erkundigungen, und angezeigten Klagen, auf Eid und Gewissen der Regierung berichteten, die alsdann, den Umständen gemäß, deshalb Strafe oder Belohnung ertheilte.

Ich will mich über diesen Plan eben so wenig als über einen andern in eine umständliche Auseinandersetzung einlassen, weil ein Privatmann dabei sehr leicht eine Menge Sachen übersieht, denen die Weisern der Nation glücklicher

und besser auszuweichen verstehen. — Doch würden, meiner Meinung nach, sechs tausend Pfunde jährlich für sechs solche, mit den dazu nöthigen Eigenschaften ausgerüstete, Kommissare, die in drei Abtheilungen jährlich einmal das Land zu dem Ende durchreiseten, nicht übel angewendet seyn.

Doch dies gehört nicht eigentlich zu meiner gegenwärtigen Absicht, denn ich hatte mir nur vorgenommen, zu zeigen, was, ohne Hülfe der gesetzgebenden Macht, die Königin in Hinsicht auf Beförderung der Religion und Sitten thun könnte, da sich dieselbe unstreitig in ihrem Gewissen verbunden fühlt, durch ihr Ansehn zu dieser Religions- und Sittenverbesserung eben so viel beizutragen, als durch ihr Beispiel.

Man wird mir leicht zugeben, daß das Beispiel einer so großen Stadt wie London außerordentlichen Einfluß auf das ganze Königreich hat. Eben so offenbar ist auch, daß der Hof, die Minister, und alle, die sowohl wegen ihrer wirklichen als noch zu hoffenden Bedienungen von beiden abhangen, ebenfalls großen Einfluß auf die Hauptstadt haben.

Nun nehme man an, daß unter einer so vortreflichen Königin als die gegenwärtige, der Hof genau so eingerichtet, und von so tugendhaften Personen bedient wurde, als ich eben

vorgeschlagen; daß das Ministerium aus durchgehends ausgezeichnet tugendhaften Personen bestände; daß alle Staatsämter, alle höhere Stellen bei den Gerichten auf gleiche Art mit tugendhaften Leuten besetzt wären, die dann wieder dafür sorgten, zu den untern Stellen Leute von ähnlicher Denkart zu wählen, welche bei Verlust ihrer Aemter dem Beispiele der Obern folgen müßten; wird alsdann nicht Jeder gestehen müssen, daß das Reich des Lasters und der Irreligion in dieser großen Hauptstadt sehr bald zerstört werden, und in dem ganzen Königreiche, das mit der Hauptstadt so vielen Verkehr hat, und sich nach der darin herrschenden Mode richtet, einen sehr empfindlichen und tödtlichen Streich erhalten würde.

Sähe man einmal, daß Religion durchaus nothwendig sey, um Gunst und Beförderungen zu erlangen, so ist es nicht denkbar, daß ein Mensch, der auf seine Ehre und sein Glück bedacht ist, öffentlich etwas thun würde, das gegen die Religion wäre. Der Mensch kann jeden Schein annehmen, jede Neigung affektiren, sollte es seiner Natur auch noch so zuwider seyn, wenn er nur dadurch seinen Vortheil befördern, seine herrschende Leidenschaft befriedigen kann. Der Hochmüthigste stellt sich demüthig, der Trotzige lernt schmeicheln, der Faule wird thätig und

emsig, wenn er etwas zu erlangen sucht, das ihm am Herzen liegt, wie bereit würde also nicht auch der Mensch seyn, den Weg der Tugendhaften und Frommen zu wandeln, wenn nur dieser Weg zu Ehre und Glück führte?

Ich sehe nicht ein, was für üble Folgen man davon zu befürchten hätte, wenn dem Fluchen und Schwören, der ärgerlichen und ungescheuten Ergebung sinnlicher Lüste, dem übertriebenen Spielen und Saufen bei unsern Truppen etwas Einhalt gethan würde, wenn Offiziere genöthiget würden, sich wenigstens äußerlich etwas anständiger und schicklicher zu betragen, oder, wenn ein liederliches Leben nicht mehr ein Mittel wäre, höher zu steigen, und der Anschein von Frömmigkeit hingegen, ein unfehlbares Hinderniß. Unmöglich würde die Verderbniß so allgemein und so außerordentlich seyn. Verschiedene große Offiziere haben mich versichert, daß es nirgends Truppen gäbe, bei denen so wenig Mannszucht herrsche, als bei den unsrigen, und dies kann auch nicht anders seyn, so lange die gemeinen Soldaten das schlimme Beispiel ihrer Obern vor Augen haben, und fast kein Laster begehen können, dessen sich ihre Offiziere nicht noch weit mehr schuldig machen, ob diese schon weniger Versuchung dazu haben.

Man beschuldigt gewöhnlich die Offiziere unserer Armee, daß sie das abscheuliche Laster des Saufens, welches seit mehrern Jahren in England fast ganz aufgehört hatte, von neuem wieder in Gang gebracht. Wer nun aber der Urheber auch seyn mag, so hat das Saufen einen bewunderswürdigen Fortgang gehabt. Viele junge Leute von hohem und niederm Adel sind große Meister darin geworden, tragen auch gar kein Bedenken, ihre Geschicklichkeit zu verbergen, sondern sind über allen Tadel und alles Gefühl von Schaam oder Furcht weit hinweg.

Diesem Uebel könnte leicht abgeholfen werden, wenn die Königin erklärte, daß kein junger Mensch von noch großem Stande, wenn er diesem Laster ergeben, ihre Gnade erlangen, oder vor ihr gelassen würde; und zugleich ihren Ministern und andern großen Staatsbeamten befôhle, solche Leute auf die nämliche Weise zu behandeln. Alsdann würden gewiß alle, die noch auf ihre Ehre hielten, oder befördert zu werden hofften, die Gesellschaft dieser Menschen fliehen, und die, welche dies schändliche und auf diese Weise von Jedermann verachtete Laster nicht bezwingen könnten, würden es doch wenigstens zu verbergen suchen.

Auf eben diese Weise könnte man der verderblichen Gewohnheit, um sehr hohe Summen

zu spielen, leicht Einhalt thun. Die Ursache, warum dies Uebel so sehr überhand nimmt, ist keine andere, als weil man von allem dem, was ich vorgeschlagen, in jedem Punkte gerade das Gegentheil thut, wodurch die Gesetze, welche wider das Hazard-Spielen gegeben worden, ihre ganze Kraft verlieren.

Man kann nicht leugnen, daß der Mangel einer guten Zucht auf den Universitäten, von sehr verderblichen Folgen für unsere Jünglinge gewesen ist, die daselbst fast ganz ihrer eignen Führung überlassen sind, vorzüglich die Reichen und Vornehmen, die nicht von der Gelehrsamkeit zu leben brauchen, daher ihre Zeit in Zerstreuungen zubringen, und einen Gradus annehmen, ob sie gleich wenig gelernt haben — was wohl das ungereimteste von der Welt ist. Denn wenn man auf Universitäten seine wissenschaftlichen Kenntnisse nicht vermehren kann, so ist die dort zugebrachte Zeit wenigstens ganz verlohren, weil man das, was zur eleganten Erziehung gehört, an andern Orten besser lernen kann, und was die Absicht betrifft, junge Leute vor mancherlei Unfällen zu bewahren, so zweifle ich, daß man diese Absicht an Oertern erreichen wird, wo so viele junge Leute beisammen leben, welche vollkommene Freiheit haben zu thun, und zu lassen, was sie wollen.

So groß indeß die Mißbräuche, das Verderben, und die Abweichungen von den alten Verordnungen sind, welche sich durch Vernachlässigung mit der Länge der Zeit auf Universitäten eingeschlichen haben, so könnten doch durch geschärfte Befehle vom Hofe an die Professoren und Aufseher viele Verbesserungen getroffen werden: abgerechnet noch die besondere Gewalt, welche die Königin über manche Stiftungen hat. Unter andern Anordnungen würde es sehr gut seyn, wenn man dem Saufen der jungen Leute steuerte; und das Tobackrauchen, welches man als die Mutter jenes erstern Lasters ansehen kann, nur denen gestattete, deren Gesundheit es erforderte.

Von den Universitäten werden die vornehmen und reichen jungen Leute nach der Stadt geschickt, damit sie nicht durch zu langen Aufenthalt in Kollegien sich etwas pedantisches angewöhnen. Viele von dem geringern Adel begeben sich meistens in die Hofstifte, wo sie ganz ihrer eignen Führung überlassen sind. Die Folgen von dieser wenigen Aufsicht sieht man daran, daß von zehn, welche in der Kirche, oder am Hofe, oder in den Gerichten, oder bei der Armee, gewiß neun entweder jüngere Brüder oder andere von geringerer Abkunft sind, die wegen ihres geringen

Ver=

Vermögens genöthiget waren, sich dem Fleiße zu widmen. — Alle kluge Nationen sind über die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Erziehung einig gewesen, und sorgten für die Ausbildung moralischer Eigenschaften, vorzüglich der Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Gutthätigkeit eben so gut als für Leibesübungen, und Erlernung der Künste und Wissenschaften: Aber bei uns lacht man über alles das.

Es geschieht nicht in der Absicht die Geistlichen zu beleidigen, wenn ich sage, daß sie, aus einer misverstandenen Meinung und Gewohnheit sich selbst hindern, der Religion und Tugend so viel nützliche Dienste zu leisten, als sie außerdem wohl könnten, und zwar dadurch, daß sie nur unter sich Umgang haben, und sich so wenig um den Umgang mit Weltlichen bekümmern. Sie haben ihre eignen Klubbs, ihre eignen Kaffeehäuser, wo sie wie die Weinbeeren an den Trauben beisammen sitzen. Ein Geistlicher allein wagt sich nicht unter eine Gesellschaft Kavaliere, oder geräth er unter sie, so schweigt er, ist argwöhnisch, und in beständiger Furcht, es möchte ein muthwilliger Mensch einen unanständigen Scherz vorbringen, und ihn lächerlich machen.

Dies Betragen der Geistlichen ist eben so sonderbar, als wenn die Aerzte beschlössen, nur

unter sich zusammen zu kommen, und die Apotheken zu besuchen, die Kranken aber sich selbst zu überlassen. Meines unmaßgeblichen Erachtens aber betrifft der Gegenstand, womit sich die Geistlichen beschäftigen, nur die Weltlichen, und es giebt vielleicht kein für die Geistlichen besseres Mittel, das Heil der Seelen zu befördern, als wenn sie sich in den Gesellschaften der Welt so beliebt als möglich zu machen suchen, wozu ihnen eine gelehrte Erziehung sehr nützlich seyn kann, wenn sie solche nur zu ihrer Vervollkommung gehörig gebrauchen und anwenden wollen. Leute, die nur den sinnlichen Vergnügen nachgehen, nie Kirchen besuchen, keine Erbauungsbücher lesen, bilden sich ihre Begriffe von Geistlichen, nach den Wenigen, die sie oft auf den Straßen herumwandern oder aus irgend einem vornehmen Hause herausschleichen sehen, wo sie von der Dame für zehn Schilling monatlich gedungen sind, Betstunden zu lesen, indeß die Angesehnern und Weisern, welche diese Begriffe verbessern könnten, sich selten sehen lassen. Mögen einige Klugdünker glauben, was sie wollen, es ist gewiß, daß die Menschen erst bewogen werden müssen, die Geistlichen zu schätzen und zu lieben, ehe man sie wird bewegen können, die Religion zu lieben. Man achtet eine Arzenei nicht, welche ein Arzt verschreibt, den man haßt, oder ver-

achtet. Erschienen aber die Geistlichen, wie ehemals, in allen Gesellschaften gleich andern Herren, würden sie sich Mühe geben die Kunst zu lernen, sich in der feinern Gesellschaft beliebt zu machen, so würden sie überall willkommen seyn, wo man für Verstand und feine Sitten Achtung hat; sie würden dadurch eine Menge tadelnswerther, schmutziger Reden und Handlungen hindern; Leute von Kopf würden sich nicht beschweren, daß ein Geistlicher Zwang und Steifheit in einer Gesellschaft hervorbrächte, weil man in seiner Gegenwart Lästereien und Zoten vorbringen könnte. Da das Volk auf das Ansehn und die Macht der Geistlichen eifersüchtig ist, und den Gedanke von Erneurung der alten Kirchenzucht verabscheut, so sehe ich kein ander Mittel die Welt zu bessern. Dies ist ohne Zweifel ein Theil der Schlangenklugheit, welche der Stifter des Christenthums anpreiset, und die nämliche Methode, welcher Paulus sich bediente, der den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, und allen alles ward.

Diesem allem abzuhelfen, mag nun wohl so leicht nicht seyn, da die Geistlichen die Meinung hegen, es sey ihre Pflicht, sich auf eine solche Weise von andern abzusondern. Ja, ich erinnere mich sogar dergleichen Behauptungen in

Hirtenbriefen einiger Bischöfe, vorzüglich eines Bischofs *), gelesen zu haben, der ein Mann von großen Verdiensten und Ansehn ist, und der auch für seine Person sein ganzes Leben hindurch das Gegentheil gethan hat. Ich müßte mich aber sehr betrügen, wenn dies übelverstandene Betragen der Geistlichen nicht vielmehr von einer albernen Schaam und zugleich Furcht, von den Laien geneckt zu werden, als von ihrer eignen Neigung herrührte. Doch dem sey wie ihm wolle, wenn einmal äußerliche Achtung der Religion und Tugend am Hofe, unter allen hohen und niedern Staatsbeamten, Mode wäre, und in Schutz genommen würde, so würde auch gewiß eine bessere Behandlung der Geistlichen eine Folge davon seyn, und diese würden vernünftig genug seyn, zu begreifen, daß ihre Pflicht und ihr Vortheil es erfordere, sich zu dem Umgang mit Weltlichen geschickt zu machen, da sie nicht mehr zu befürchten hätten, durch schmutzige und muthwillige Reden geärgert zu werden.

Noch ein Umstand fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, doch weis ich nicht, ob es eben orthodox seyn wird, ihn zu erwähnen.

Die Geistlichen sind bei uns der einzige Stand, der sich durch eine eigne Kleidung von

*) Soll Dr. Burnet, Bischof von Salisbury gewesen seyn.

andern auszeichnet, die Folge davon — so unbillig sie auch seyn mag — ist diese, daß, so lange ein nichtswürdiger Mensch in dieser Kleidung erscheint, er gewissermaßen zum Losungszeichen der allgemeinen Verachtung gegen den ganzen Stand dienen muß. Wer einmal einen Schurken in dieser Kleidung erblickt, wenn er um Mitternacht nach Hause taumelt, ist im Stande, von der ganzen Geistlichkeit übel zu urtheilen, und findet darin zugleich einen Trost für seine eignen Laster. Diesem Uebel könnte man dadurch abhelfen, wenn solche herumstreichende geistliche Herren, die in die Stadt kommen, ihr Glück zu suchen, nach Westindien geschickt würden, wo es an Arbeit nicht fehlt, und wo man auch für sie besser als hier sorgen könnte, oder wenn man diese Kleidung niemanden zu tragen erlaubte, als solchen, die würklich Aemter bekleideten, oder wenigstens so viel Vermögen besäßen, das sie vor Verachtung schützte: ob es gleich meiner Meinung nach, unendlich besser wäre, wenn dem geistlichen Stande, die Bischöfe nur ausgenommen, erlaubt wäre, sich wie andere Leute von ehrbarem Stande zu kleiden und nur während ihrer Amtsverrichtungen ihre geistliche Kleidung anzulegen.

Es ist noch ein anderer Misbrauch in dieser Stadt, der außerordentlich viel zu Beförderung des Lasters beiträgt, daß nämlich in dem Gerichte

der Friedensrichter oft solche Personen sitzen, deren Interesse es ist, daß die Tugend ganz unter uns verbannt wird, Menschen, die sich durch Gestattung der gröbsten Ausschweifungen bereichern, denen alle Kuplerinnen in dem Stadtquartiere dafür zollen müssen, daß man sie duldet. Auf diese Weise geben diese würdige Magistratspersonen, statt jenen Abscheulichkeiten zu steuern, Anlaß zu so viel Lüderlichkeit, als ohne sie nie vorhanden wäre. Denn jene schändlichen Weibsleute sind genöthigt, ihre Thätigkeit und ihren Fleiß zu verdoppeln, weil sie den Richter bezahlen und sich zugleich ernähren müssen: wie Diebe, die den Galgen entgehen, und losgelassen werden, um zu stehlen, damit sie die Kerkergebühren herbeischaffen können.

Es ist gewiß, die Königin und das Ministerium könnten diesen abscheulichen Klagen bald ein Ende machen, wenn sie die Zahl der Friedensrichter vermehrten, Leute von tugendhaften Grundsätzen dazu wählten, und zugleich solche, die auch hinlänglich Vermögen hätten; und wenn man ferner ihnen einige der vornehmsten Geistlichen beigesellte. Auch sollten sie unter der härtesten Ahndung verbunden seyn, bei jeder Veranlassung Gericht zu halten. —

Die Verbesserung der Schaubühne steht ganz in der Gewalt eines Fürsten, und verdient we-

gen des großen Einflusses auf die Seelen junger Leute, vorzügliche Aufmerksamkeit. In den neuesten Schauspielen kommen nicht nur stets unanständige und profane Stellen, unaufhörliches Gespötte über die Amtsverrichtungen der Priester, und noch andere Unschicklichkeiten vor, sondern die Tugend wird darin immer als unglücklich aufgeführt, und das Laster belohnt, ganz wider alle Regeln der besten Kunstrichter, und wider die bisherige Gewohnheit der dramatischen Dichter aller Zeiten und Länder. So wird z. B. ein Landjunker stets als ein roher Bauer vorgestellt, mit der Aussprache seiner Heimath, das doch kein Laster, und eine Sache ist, daran er nicht Schuld, und die er auch nicht abändern kann. Ein solcher Landjunker wird nun mit einer abgedankten Mätresse oder einer zu Falle gekommenen Kammerjungfer zusammengekuppelt, ein lüderlicher Schuft aus der Residenz hingegen, dessen sämtliche Eigenschaften nichts als Verschwendung, Ruchlosigkeit, Unmäßigkeit und Wollüsterei sind, erhält ein edles Frauenzimmer von großem Vermögen, um das Seinige, das sich bereits durch seine Ausschweifungen in sehr traurigen Umständen befindet, dadurch wieder herzustellen. In einem Trauerspiele ist der Held gewöhnlich ein Mann, der viele Schlachten gewonnen, um ihn in den Augen der Zuschauer zu heben, so muß

in einem Lustspiele aus dem nämlichen Grunde der Held desselben ein großer Sieger in Liebeshändeln seyn.

Ich erinnere mich keines Stücks, worinn ein englischer Dichter vor Karl dem zweiten es gewagt hätte, einer unerlaubten Liebesgeschichte einen glücklichen Ausgang zu geben. Aber seit dieser Zeit wird der Aldermann zum Hahnrei, und ein ehrliches aber betrognes Mädchen zur Hure gemacht, und der Zuschauer muß sich als einen wesentlichen Theil der Handlung hinzudenken, daß Ehebruch und Hurerei hinter den Kulissen vollzogen würden. Diese und noch mehrere Verderbnisse unserer Bühne können nur so lange bestehen, als der Hof sie nicht achtet oder dabei durch die Finger sieht. — Es würde gewiß nicht übel seyn, wenn man einigen tugendhaften gelehrten und einsichtsvollen Männern einen Gehalt mit dem Auftrage gäbe, alle ärgerlichen und unschicklichen Stellen aus den bereits geschriebenen und noch künftig aufzuführenden Schauspielen auszustreichen. — Durch diese und andere weise Anordnungen könnte die Bühne eine sehr unschuldige und nützliche Belustigung werden, statt daß sie jetzt der Religion ein Aergerniß und dem Lande eine Schande ist.

Die bisher von mir gemachten Vorschläge zu Beförderung der Religion und guten Sitten sind

alle in der Gewalt der Regierung. Ein frommer und thätiger Fürst könnte mit fester Entschlossenheit sie leicht zur Ausführung bringen. Ich sehe auch nicht, was man wider meine Angaben gründlich einwenden will, es müste dann seyn, daß, wenn man die Religion zu einem nothwendigen Mittel machte, Aemter und Gunst zu erlangen, die Heuchelei dadurch zunehmen möchte, und ich gebe diesen Einwurf auch zu. Allein wenn durch diese und andere ähnliche getroffene Anstalten unter zwanzig Personen auch nur eine wirklich tugendhaft wird, und die übrigen neunzehn Heuchler werden, so ist doch dies schon ein großer Gewinn. Außerdem ist verstellte Tugend immer besser als offenbarer Unglaube und Laster; sie trägt doch die Liverei der Religion, erkennt ihr Ansehn, und hütet sich, Aergerniß zu geben. Ja, eine lange fortdauernde Verstellung ist für die menschliche Natur ein zu großer Zwang. Die Menschen würden ermatten und schon aus Ueberdruß die Laster lieber ablegen, als sich einer beständigen Mühe und Gefahr und vielleicht auch beträchtlichen Kosten aussetzen, da sie ihre Laster nur heimlich ausüben können. Ich glaube, es verhält sich mit der Religion wie mit der Liebe, aus einer verstellten wird oft eine wahre.

Alle andre bisher angestellten Versuche sind unwirksam gewesen. Die gegen verdorbene Sit-

ten gegebenen Gesetze sind nie vollzogen worden, man achtet Befehle, die bei diesem oder jenem Anlasse zu Schärfung der Gesetze erlassen werden, nicht, und sieht sie als bloße Formalitäten an. Religiöse Gesellschaften, die in der vortrefflichsten Absicht und von wirklich gottesfürchtigen Personen gestiftet wurden; sollen — ob man dies mit Grund der Wahrheit sagt oder nicht, weis ich nicht — in Parteisüchtige Klubbs ausarten, und eine Art von Gewerbe werden, um schlechte schurkische Angeber von den niedrigsten Ständen, vorzüglich verdorbene Krämer, Trödler u. a. zu bereichern.

Daß man indeß zu wirksamen Versuchen, eine solche Verbesserung zu Stande zu bringen, schreite, ist vielleicht jetzt nöthiger, als viele vielleicht glauben: denn eine allgemeine Verderbniß und Verachtung der Religion geht gemeiniglich dem Umsturz eines Staates vorher.

Diis te minorem quod geris, imperas.

Auch ist das keine Sache, die man bis auf eine andere bequemere Zeit aufschiebt, bis etwa — wenn ein Krieg vorhanden ist — Friede und Muse dazu da ist. Denn eine Glaubens- und Sittenverbesserung ist selbst das beste Mittel, einen Krieg zu endigen.

Das gegenwärtige Verderbniß steigt über allen Glauben. Geschickte Leute haben ausge-

rechnet, daß von sechs Millionen, welche die Nation jährlich zum Behufe des allgemeinen Besten bezahlt, wenigstens der dritte Theil durch listige und schlaue Streiche der verschiedenen Beamten, welche sie eintreiben, verschlungen werden, ehe das übrige zu seiner eigentlichen Bestimmung verwendet wird. Dies ist eine zufällige Wirkung unserer Freiheit. So lange nun aber Aemter und Bedienungen Leuten anvertrauet werden, die kein Gewissen und keine andere Absicht als sich zu bereichern haben, so bleibt für sie kein anderer Zaum, als die willkürliche Gewalt eines unbeschränkten Monarchen oder seines Viziers, sie bei der ersten Entdeckung ihrer Betrügereien aufhängen zu lassen. Bei uns aber ist die einzige Gefahr, welche sie zu befürchten haben, der Verlust ihrer Aemter, und dieser Gefahr wissen sie auf tausenderlei Art zu entgehen. Ist der Betrug groß, so verschafft er ihnen noch Waffen, sich zu vertheidigen, und ist das Verbrechen gar zu arg und offenbar, daß man der Schaam wegen den Betrüger absetzen muß, welches doch selten geschieht, so geht er mit der geraubten Beute fort, et fruitur diis iratis. Ich könnte Leute genug nennen, die bei Einkünften von fünfhundert Pfunden jährlich einen Aufwand von zweitausend Pfunden gemacht, und noch für funfzigtausend Pfund liegende Gründe geschafft

oder ausgeliehen haben; was bleibt uns nun, bei einer Verfassung wie die unsrige, gegen solche Uebel für ein andres Mittel übrig, als daß man der Religion wieder Ansehn verschafft, und diejenigen hervorzieht und befördert, welche künftiger Belohnungen und Strafen wegen Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit zur Richtschnur ihrer Handlungen machen.

Dies kann aber auf keine andere Weise geschehen, als wenn Religiosität so viel möglich der herrschende Ton, und allgemein zur Mode wird. Dies hängt aber allein von der Regierung ab. Der Fürst sorgt, daß der Hof, das Ministerium und alle angesehene Staatsämter mit religiösen Leuten besetzt werden, und diese sorgen wieder für die geringern Aemter, die höhern suchen immer mit ihrem Beispiele dem niedern vorzugehen.

Eine glücklich zu Stande gebrachte Verbesserung in dieser Hauptstadt würde sich bald über das ganze Reich verbreiten, da die meisten jungen Leute aus den höchsten Ständen gerade in demjenigen Alter, welches zu den stärksten Eindrücken noch empfänglich ist, nach der Hauptstadt gehen, um sich zu bilden, und ihr Glück zu suchen, und da diejenigen, welche wieder in ihre Heimath zurückkehren, stets als Muster einer guten und feinen Bildung betrachtet werden, nach welchen andere sich richten.

Ist die Sache aber einmal im Gange, werden Tugend und Religion als durchaus nothwendige Eigenschaften angesehen, durch deren Besitz man einzig zu Amt und Ehre gelangen kann; bringen Laster und Unglaube hingegen durchaus Schande, und ziehen unfehlbar die Ausschließung von allen Beförderungen nach sich, so werden unsere Pflichten, indem sie genau mit unserm Vortheile verknüpft werden, bald Wurzel in uns schlagen, und sich mit dem eigentlichen Geist unserer Nation so verbinden, daß nicht leicht das Beispiel eines schlechten Fürsten uns in unsere vorige Sittenverderbniß stürzen würde.

Ich habe mich, wie ich schon bemerkt, nur bei solchen Mitteln zu Beförderung der Religion und der guten Sitten, verweilet, die in der Gewalt eines eingeschränkten Fürsten sind, und sich nur auf eine genaue Vollstreckung der bereits vorhandenen Gesetze beziehen. Dies mag für ein Projekt, das ohne Namen und Empfehlung erscheint, genug seyn. Vielleicht ist es schon weit mehr, als sogleich wird ins Werk gerichtet werden. Sollte man indeß zu einer so guten Sache Anstalt treffen, so müste doch die gesetzgebende Macht dabei Hülfe leisten, um den beabsichtigten Zweck desto vollkommener zu erreichen. Ich will hierüber noch einiges anführen. — So würde es z. B. nicht übel seyn, wenn den Schenk-

wirthen unter bestimmter Strafe befohlen würde, ihren Gästen nicht mehr als ein für sie passendes Maaß Getränke zu geben, und denen, die schon genug hatten, und nicht mehr trinken konnten, ohne trunken zu werden, durchaus nichts mehr zu geben.

Ich glaube, es giebt in der ganzen Christenheit kaum eine Nation, wo alle Arten Betrügereien in so entsetzlichem Grade im Schwange gehen, als bei uns. Die Rechtsgelehrten, die Kaufleute, die Handwerker haben so viel Kunstgriffe erfunden, die Leute zu betrügen, daß eine gewöhnliche Klugheit und Erfahrung gar nicht hinreicht, sich davor zu bewahren. Die gesetzgebende Macht könnte dem allgemeinen Besten unter allen Dingen am meisten darin nützlich werden, wenn sie gegen dies Uebel wirksamere Mittel ergriffe, ein Uebel, das in manchen Fällen größere Strafe verdient, als viele andere, die bei uns mit dem Tode bestraft werden. Der Weinhändler mischt Gift unter die Weine, und tödtet dadurch oft mehr Menschen als eine ansteckende Krankheit hinraft. Der Anwald verführt euch zu Geldgeschäften, durch die ihr oft mehr als die Hälfte eures Geldes verliert. Der Bankier und große Kaufmann schleppt oft einen großen Theil oder gar euer ganzes Vermögen

mit nach Hause, wenn er schon beschlossen hat, bankerott zu machen. Alle diese verdienen den Galgen mehr, als der, welcher ein Pferd gestohlen hat.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle Laster und Mängel aufzählen wollte, welche die Hülfe der gesetzgebenden Macht bedürfen. Rathsversammlungen achten zwar meist sehr wenig auf Vorschläge, die außer der Rathsstube gemacht werden; demungeachtet bin ich mit aller geziemenden Erkenntniß der Schwäche meiner Fähigkeiten überzeugt, daß die geraden und schlichten Gedanken eines verständigen und rechtschaffenen Mannes zum Besten seines Landes besser ausgedacht seyn können, als die Schlüsse einer ganzen Versammlung, in der Eigennutz und Parteilichkeit nur zu oft regieren; ein einziger Wegweiser kann vielleicht den Weg weit sicherer führen, als fünfhundert, die ganz verschiedene Orte zum Endziele haben, oder schielen, oder gar die Augen zuschließen.

Doch ich will diese frommen und nur in die Luft gehauchten Wünsche zu Einführung neuer Gesetze, die Verbesserung der Menschen betreffend, fahren lassen, und bleibe nur dabei stehen, daß unsere alten Gesetze nur gehörig vollzogen werden, und dies hängt ganz von der Regierung ab.

Ich komme daher wieder auf meine erste Behauptung zurück, daß, durch Ertheilung der ansehnlichen, wichtigen, Ehre bringenden und einträglichen Aemter an bloß tugendhafte und fromme Leute eine außerordentliche Veränderung in den Sitten und in der Achtung der Religion hervorgebracht werden würde. Männer von großen Fähigkeiten und Kenntnissen würden bemüht seyn, ein religiöses Leben zu führen, um dadurch Aemter und Bedienungen im Staate erlangen zu können. Es ist möglich, daß ich mich in einigen zu Erreichung dieses Zwecks vorgeschlagenen Mitteln irre, aber das kann keinen gegründeten Einwurf gegen die Sache selbst geben. Mögen diejenigen, welche am Ruder sitzen, meinen Vorschlag verbessern, welches ihnen vielleicht etwas leichtes ist. Jedermann muß eingestehen, daß die Krankheit nicht nur vorhanden, sondern auch gefährlich, daß ein Mittel dagegen nothwendig, und daß bis jetzt noch kein wirksames angewendet worden ist. Dies entschuldigt jeden, der seinem Lande wohl will, wenn er seine Gedanken darüber eröfnet, da er weiter keine andere Absicht als das allgemeine Beste haben kann.

Ob indeß die Mittel, welche ich zur Verbesserung vorgeschlagen habe, die klügsten und bequemsten sind, das ist eine andre Frage, als die, ob eine solche Verbesserung schlechterdings noth-

wendig sey. Dies letztere ist gar keine Frage mehr, weil die Natur der Dinge es so mit sich bringt, daß Mißbräuche, die nicht abgeschafft werden, immer überhand nehmen, und nicht eher aufhören, als bis der Staat durch sie ganz umgekehrt ist. Zwar entstehen immer einige Verderbnisse, und sind nicht zu verhüten, aber in einem wohlgeordneten Staate wird die vollziehende Gewalt immer gegen sie streiten, und wie Machiavel sich ausdrückt, sie bis zu ihrem Urstoff zurücktreiben müssen, nie Misbräuche alt werden, oder so weit anwachsen lassen, daß es schwer, oder vielleicht unmöglich ist, Mittel dagegen zu finden. Wer sein Haus in gutem Stande erhalten will, muß auf jeden kleinen Riß oder Schaden Achtung geben, und ihn sogleich ausbessern, wenn er nicht weiter um sich greifen und mit der Zeit den ganzen Einsturz des Hauses nach sich ziehen soll. Und wie viel mehr muß er also für die Schäden sorgen, die durch Sturm und Wetter angerichtet werden? Er wird sonst in beständiger Gefahr seyn, daß sein Haus ihm über den Kopf einfalle, und zuletzt wird der Schaden so groß werden, daß er es wohlfeiler finden wird, es ganz niederzureißen und neu aufzuführen.

10.

Schreiben an einen jungen Geistlichen, der sich hat ordiniren lassen.

Es war zwar nicht mein Wille und Wunsch, daß sie bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther gegen die Kirche ein geistliches Amt annehmen sollten, allein da es nun einmal zu spät ist, zurück zu treten, so fühle ich mich gedrungen, Ihnen meine Gedanken über Ihre neue Lebensart mitzutheilen, welche Sie erwählet haben.

Recht sehr wünschte ich, Ihre Umstände hätten es Ihnen erlaubt, einige Jahre länger auf der Universität zu verweilen, um theils mit den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, theils mit der Theologie sich vertrauter zu machen, ehe Sie im Publikum aufzutreten wagten. Denn ich kann den gewöhnlichen Weg, welchen gewiß von zehn Candidaten des Predigtamts neun gehen müssen, nicht anders als mißbilligen. Sobald sie graduirt sind, halten sie zuerst um eine Lektorstelle an, und wenns ihnen recht glückt, so erhalten sie hier in der Stadt ein Vikariat, oder

werden als Adjunkten aufs Land geschickt, wo sie gewöhnlich mehrere Jahre — manche ihr ganzes Leben hindurch — mit dreißig bis vierzig Pfund jährlicher Einkünfte bleiben, bis einmal ein Bischoff, der zum Glücke nicht von Verwandten belagert wird, und auch sonst keine Günstlinge hat, eine unbedeutende Stelle giebt, wenn sie schon das Haus voll Kinder haben. Ich möchte wohl wissen, wie viele Zeit ihres Lebens solche Leute auf die Ausbildung ihres Geistes wenden, oder wie sie zum Besitze von Büchern gelangen können, da die Bibliothek, welche sie gewöhnlich von der Akademie mitbringen, weder zahlreich noch mit Geschmack gesammelt ist. Wenn diese Herren große Gelehrte werden, so gehören dazu entweder übernatürliche Kräfte oder Mittel, die den Gelehrten bisher gänzlich unbekannt waren. Doch ich glaube, die Sache verhält sich ganz anders, und viele von ihnen vergessen das bisgen Weisheit, das sie auf Akademien einsammelten, sehr bald wieder.

Ich setze voraus, daß sie nicht vom gewöhnlichen Wege abweichen, und schon Lust haben, sich als Redner hören zu lassen; nur werden Sie, wie ich hoffe, es selbst für wohlgethan halten, wenn sie erst in den einsamern Kirchen 5 Meilen um die Stadt herum Ihre Quarantaine halten. Dort mögen Sie denn zuvor sich üben, ehe Sie

vor einer Stadtgemeine aufzutreten wagen; nicht, als ob es hier kompetentere Richter gäbe, sondern weil es sicherer und billiger ist, seine Schwäche nur vor wenig Zeugen und auf dem entferntern Lande zur Schau auszustellen, sobald es einem juckt, seine Weisheit auszukramen. Auch wird es Ihnen sehr nützlich seyn, wenn Sie einen vertrauten und einsichtsvollen Freund dahin bringen können, daß er Ihr beständiger Zuhörer ist. Diesem erlauben Sie dann, daß er Ihnen ohne Zurückhaltung alles entdecker, was ihm in Ihrer Aussprache oder Gestikulation mißfällt. Viele Geistliche, welche diese frühe Erinnerung nicht benutzten, behalten oft sehr lächerliche Fehler bis ans Ende ihres Lebens bey. Selbst bei vortrefflichen und geschickten Geistlichen bemerkt man nicht selten eine gewisse ungefällige Manier, oder eine erbärmliche Stimme, welche sie niemals haben verbessern können.

Ferner sähe ich es sehr gerne, wenn Sie das Studium Ihrer Muttersprache etwas angelegentlicher betrieben hätten, als Sie, wie ich fürchte, gethan haben. Die Vernachlässigung desselben ist ein Vorwurf, den man den meisten Studierenden machen kann. Sie scheinen von dem, was Styl heißt, gar keine Idee zu haben, sondern gerathen in eine jämmerliche Sprache, die mit barbarischen Formen und Worten, die

nur das Volk gebraucht, vermischt ist. Und doch wüßte ich nicht, daß nur Einer von selbst diese Fehler kennte oder eingestände, oder sie im geringsten zu verbessern wünschte. Styl heißt nichts anders, als, schickliche Worte da brauchen, wo sie hingehören. Allein es würde zu umständlich seyn, wenn ich mich lange hierbei aufhalten wollte. Indeß will ich wenigstens einen oder zwei Fehler rügen, welchen bei noch so geringen Fähigkeiten sehr leicht abgeholfen werden kann.

Der erste besteht in dem häufigen Gebrauche dunkler schwülstiger Redensarten und sogenannter schöner Worte. Ich kenne keinen allgemeineren und gleichwohl unverzeihlicheren und unnöthigern Mißbrauch unter den Geistlichen, als diesen, den man aber bei jungen Anfängern vorzüglich findet. Ich habe mir einmal zur Probe einige hundert Worte aus der Predigt eines jungen Predigers aufgezeichnet, welche zuverlässig von hundert Zuhörern nicht einer verstand, und so viel ich Geistliche kenne, so ist kein einziger ganz frey von diesem Fehler, wiewohl ihn viele von ihnen mit mir sehr mißbilligen. Ich kann mich recht gut an die Stelle des gemeinen Mannes setzen, und da finde ich sehr viele Worte dunkel und unverständlich, welche diese Prediger für

sehr verständlich halten, weil sie von Gelehrten gebraucht werden.

Ich glaube, die Methode, welche der berühmte Lord Falkland in einiger seiner Schriften beobachtet hat, würde jungen Geistlichen gute Dienste leisten. Eine bejahrte Person von Stande, die ihn gut kannte, hat mich versichert, wenn der Lord zweifelte, ob ein Wort ganz verständlich sey oder nicht, so fragte er eine Magd seiner Gemahlin um Rath (nicht aber das Kammermädchen, weil diese vielleicht die Romanensprache verstünde) und ihr Urtheil bestimmte ihn, ein Wort aufzunehmen oder zu verwerfen. Wenn dieser große Mann in Schriften, die für Gelehrte bestimmt waren, diese Vorsicht für nothwendig hielt, so wird sie sicher auch in Predigten müssen empfohlen werden, wo auch für den geringsten Zuhörer gesorgt werden soll, und wo eine Dienstmagd, wenns auf Stand und Einsicht ankömmt, sehr oft eben so hoch steht, als die Hälfte der Zuhörer. Aber ich weiß nicht, wie es zugeht, daß die gelehrtesten Männer in allen Fächern der Wissenschaften gemeiniglich am unfähigsten sind, ihre Gedanken solchen Leuten deutlich zu machen, welche zu einer andern Volksklasse gehören. Ein Bauer sagt auch mit zwei Worten ganz deutlich, daß er sich den Fuß verrenkt, oder daß er das Schulterbein gebrochen

hat, indeß ein Chirurgus hundert Kunstwörter vorsagt, und wer nicht Gelehrter ist, ist dadurch nicht klüger geworden. In der Jurisprudenz, Medicin und selbst bei Handwerken ist es häufig der nämliche Fall.

Zu diesen Worten rechne ich mithin auch diejenigen, welche der Theologie als System eigen sind. Denn ich kenne mehrere Geistliche, die übrigens von dunkeln Ausdrücken keine Freunde waren, aber in ihren Predigten theologische Kunstwörter so freigebig einfließen ließen, als wäre es unsere Schuldigkeit, sie zu verstehen; und das ist sie sicher nicht. Ich frage den größten Theologen, ob er mir eine göttliche oder menschliche Vorschrift aufweisen kann, die mir's zur Pflicht macht, den Sinn theologischer Kunstwörter und tausend anderer, welche so häufig von den Kanzeln herab ertönen, eher zu verstehen, als die Ausdrücke, eccentrisch, Idiosyncrasie, u. d. m. Ja ich glaube mit Recht darauf dringen zu können, daß manche Redensarten, die selbst in der h. Schrift, vorzüglich beim Paulus vorkommen, mit Rücksicht auf den gemeinen Mann, gegen deutlichere vertauscht werden sollten, sie müßten denn nur ganz kurz zu Zitaten dienen.

Die Sache liegt mir sehr am Herzen; denn die Klage darüber ist allgemein, und es kann

auch keine Klage gegründeter seyn. Ein Prediger hat der gelehrtesten Versammlung in jeder Kirche des Königreiches schlechterdings nichts vorzutragen, was er nicht in Ausdrücken sagen könne, welche der unwissendste darunter verstehen kann. Entweder ist diese Behauptung wahr, oder Gott verlangt mehr von uns, als wir leisten können. Ein Dialektiker könnte wohl einen möglichen Fall ausfindig machen, welcher eine Ausnahme machte: aber ich fordere jeden Gelehrten auf, ob nicht wenigstens neunzehn von zwanzig solcher undeutlicher Worte gegen eben so viel leicht verständliche könnten ausgetauscht werden, so wie sie dem Ungelehrten gerade einfallen, und auch vermuthlich jenen Herren, welche das Unverständliche so gern haben, zuerst beifielen.

Man wirft uns sehr oft von den Kanzeln, und vielleicht mit Grunde, unsere Unwissenheit in geistlichen Dingen vor. Allein sehr weise ist es gerade nicht, wenn die Prediger verlangen, gemeine Leute sollen Ausdrücke verstehen, die nicht fürs gemeine Leben gemacht sind. Kein vernünftiger und nachdenkender Herr schickt seinen Bedienten mit einem Auftrage weg, ohne daß er ihm denselben mehrere Male wiederholet, und auch so auszudrücken sucht, daß der Ueberbringer es verstehen kann; und bei aller dieser Vorsicht verstehn die Bedienten dennoch oft un-

recht, und veranlassen zuweilen Mißverständnisse unter Freunden. Und doch haben die Domestiken in vornehmen Familien mehr Gelegenheit, sich Kenntnisse zu verschaffen, als der gemeine Handwerksmann.

Zwar berufen sich die Prediger, an welchen dieser Fehler der Gelehrten getadelt wird, zu ihrer Vertheidigung auf den berühmten D. Tillotson und andere berühmte Geistliche, bedenken aber dabei nicht, daß zwischen Reden, die für feierliche Gelegenheiten aufgesetzt, und vor Fürsten oder Parlamentern gehalten, und gleich anfangs für die öffentliche Bekanntmachung bestimmt wurden, und einer gewöhnlichen Predigt vor der mittlern oder untersten Volksklasse ein großer Unterschied ist. Auch scheinen sie zu vergessen, wie vieles große Schriftsteller verändern, hinzusetzen oder ausstreichen, wenn sie solche Abhandlungen fürs Publikum bearbeiten. Uebrigens ist es bekannt, daß der angeführte Erzbischoff weit populärer vor einer Stadtgemeine predigte. Und wenn in diesem Theil seiner Werke Stellen vorkommen, welche für viele, die er sich als Zuhörer voraus versprechen konnte, zu unverständlich sind, so ist dies bei ihm nicht weniger ein Fehler.

Jungen Geistlichen ist ferner die Furcht, für Pedanten gehalten zu werden, schon sehr ver-

derblich geworden. Viele von ihnen hat dies vom ernstlichen Fleiße auf der Akademie ganz abgehalten; sie haben lieber Komödien, Gedichte und Pamphlets gelesen, um sich für Theetische und Caffeehäuser geschickt zu machen. Das nennen sie denn gewöhnlich feinen Ton, Weltkenntniß, das heißt ihnen, im Menschen lesen, als wenn Menschen Bücher wären. Diese Kenntnisse brauchen sie denn auch auf der Kanzel, und da zeigen sie sich denn in einem zierlichen, geputzten, blumigten Style, in runden Perioden und Schlußfällen, worin aber gewöhnlich weder etwas Passendes noch Vernünftiges gesagt wird. Mit der größten Aufmerksamkeit habe ich einmal eine halbe Stunde einem Prediger von diesem Schlage zugehört, aber ich bin nicht im Stande gewesen, ihn zu verstehen, noch viel weniger aber nur einen Gedanken aus der ganzen Rede für mich mit hinwegzunehmen. Andre wollen gerne zeigen, daß sie nicht bei ihrem System oder bei alten Autoren stehen geblieben sind, sprechen nicht anders, wie ausgelernte Spieler und Gauner, und die Zuhörer können gewiß sich auf keinem Fall aus einer solchen Predigt erbauen, sie müßten denn eine Zeitlang mit Beutelschneidern und Gaunern umgegangen seyn. Man sagt gewöhnlich: man erkennt den Menschen aus seinem Umgange, aber eben so gewiß kann man

aus der Art, sich in öffentlichen Versammlungen oder in Privatgesellschaften auszudrücken, auf eines Menschen Gesellschaft schließen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle unter uns gewöhnliche Mängel des Styls durchgehen wollte. Ich mag daher von dem Niedrigen und Kriechenden des Ausdrucks (womit gewöhnlich das Schwülstige verbunden wird) gar nichts erwähnen, noch weniger aber von dem Schmutzigen und Pöbelhaften sprechen. Nur vor zwei andern Fehlern will ich Sie bey der Gelegenheit warnen: der erste ist die Häufung unnöthiger nichtssagender Beiwörter; der andere, der Gebrauch veralteter Formeln. Außerdem, daß sie von der Hauptsache abführen, sobald man sie sucht und anwenden will, beleidigen sie auch das Gehör verständiger Zuhörer, und drücken selten die Meinung des Redners so deutlich aus als die natürliche und gewöhnliche Sprache.

Sehr viele Fehler in dem Styl kommen von einer gewissen Affektation her. Wenn man deutliche Begriffe hat, so bieten sich gewöhnlich die eigenthümlichsten Ausdrücke zuerst an, und unser Gefühl ordnet sie dann so, wie wir denken, daß sie am besten können verstanden werden. Wo von dieser Regel abgewichen wird, da geschiehet es gewöhnlich mit Fleiß, um Weisheit, Beredtsamkeit, Witz oder Menschenkenntniß zu zeigen.

Kurz, Simplicität, ohne welche kein menschlicher Fleiß zum Ziele kömmt, zeigt nie nachdrücklicher ihre Vorzüge als hier.

Bei dem Nachdenken über den Theil der Beredtsamkeit, welcher mit Erregung der Leidenschaften zu thun hat, habe ich gefunden, daß er sowohl von Predigern unserer Kirche, als auch bei den Enthusiasten und Fanatikern, von Rednern und Zuhörern sehr geliebt und angewendet wird. Ich will Ihnen hierüber meine Gedanken sagen — vielleicht daß ich etwas freier rede, als die Klugheit erlaubt.

Die beiden größten Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero hatten zwar das gemein, daß sie Volksredner — (oder nach dem griechischen Ausdrucke, **Volksführer**) in einem demokratischen Staate waren; aber im Gebrauche dieses Theils ihrer Wissenschaft wichen sie von einander ab. Demosthenes hatte es mit einem cultivirtern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun; ihm galten daher bey seinen Reden solche Beweise das meiste, welche am stärksten auf Verstand und Vernunft wirkten. Cicero hingegen wußte, daß seine Nation weniger verkünstelt, weniger gelehrt und merkurialisch wäre, und er legte es also vorzüglich auf das Pathetische an.

Am meisten aber verdient hierbei bemerkt zu werden, daß beide Redner in allen ihren Reden immer den nämlichen Zweck hatten. Einen Punkt vor allen andern auszuführen, bald einen Beklagten zu verurtheilen oder frei zu sprechen, bald zum Kriege anzufeuern, bald ein Gesetz zu bestätigen u. d. m. Das wurde denn auf der Stelle abgemacht, je nachdem der Redner oder sein Gegner siegte. Hier war es oft unumgänglich nothwendig, die Leidenschaften der Zuhörer zu entflammen, oder ihr Feuer zu löschen; besonders zu Rom, wo Cicero sprach, dessen Schriften junge Geistliche — diejenigen nämlich, welche noch alte Autoren lesen — besser kennen als die des Demosthenes, welcher, wenigstens als Redner, viele Stufen über Jenem steht. Ich kann aber nicht begreifen, wie das Talent, die Zuhörer zu rühren, da, wo Christen zu einem rechtschaffenen Leben Anweisung erhalten sollen, von sonderlichem Nutzen seyn sollen, zumal in unserm nördlichen Klima, wo ich gewiß weiß, daß die stärkste Beredtsamkeit dieser Art bei keinem Einzigen so tief ins Herz eindringen wird, daß den nächsten Morgen, oder vielmehr bei der nächsten Mahlzeit, noch eine Spur davon zu finden seyn sollte.

Ich mißbillige aber hauptsächlich deswegen diese rührende Gattung im Predigen, weil der

Zweck derselben so häufig verfehlt wird. Ich kenne Jemanden, der sich's zum Gesetz machte, alle Sätze, wo er am Ende ein Ausrufungszeichen sahe, im Lesen zu überhüpfen. Wenn jene Redner, welche so voll Kraftsentenzen sind, um sich her sehen wollten, so würden sie finden, daß ein Theil ihrer Zuhörer mit den Gedanken umherflatterte, der andere schliefe, ausgenommen ein oder zwei alte Bettlerweiber, welche aber vermuthlich, wenn sie es ehrlich gestehen, über die Töne des Redners, heulen.

Es ist auch kein Wunder, daß dieser Versuch so oft mißglückt, weil gar viel Kunst und Anlage dazu gehört, um es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Jeder wird dies, wenn er nur den Cicero befragen will, leichter bestätigt finden, als er es selbst lernen kann.

Wenn sie daher unglücklicherweise glauben sollten, Sie besäßen die Gabe zu rühren, so muß ich Sie herzlich bitten, so selten und vorsichtig als möglich davon Gebrauch zu machen. Ich müßte sonst vermuthlich das auf Sie anwenden, was ein vornehmer Mann von einem solchen Herrn bey derselben Gelegenheit sagte. Wie er aus der Kirche kam, fragte ihn eine Dame: war das nicht eine sehr rührende Rede? Ja, sagte

sagte er, sie hat mich sehr betrübt, denn der Prediger ist mein Freund.

Wenn Sie in Gesellschaft zuweilen einen Spaß machen und kein Mensch will ihn belachen helfen, oder scheint Geschmack an dem, was Sie sagen, zu finden, so können Sie, wenn Sie wollen, wohl über Mangel an Geschmack klagen und sich auf das Urtheil klügerer Männer berufen; indessen müssen Sie doch gestehen, daß Sie eine klägliche Figur gemacht haben. Sich nun aber in der Hoffnung, Andere zum Weinen zu bringen, getäuscht zu sehen, ist wohl eben so lächerlich, als sich in der Hoffnung, Andere zum Lachen zu bringen, betrogen zu sehen.

Ein Grund, der den Verstand überzeugt, würkt auf das Gemüth des gelehrten und unwissenden Zuhörers, so lange sie leben, und erbaut tausendmal mehr, als die Kunst, die Schnupftücher einer ganzen Versammlung zu benetzen, wenn Sie auch im Stande wären, es dahin zu bringen.

Haben Ihre Materien Nachdruck, so tragen Sie sie in Gottes Namen so rührend vor, als es die Natur der Sache nur immer verträgt; Vernunft und guter Rath wird Sie dabey am sichersten leiten; aber lassen Sie ja das Vernünftige nie vom Pathetischen ganz verdrängen.

Denn Leidenschaft, das haben die Philosophen längst einstimmig gelehrt, darf nie über die Vernunft herrschen.

Eine Predigt hat, wie ich glaube, zweierley zur Absicht, einmal, dem Volke zu lehren, was seine Pflicht ist, und dann, es auch zu überzeugen, daß sie es ist. Zu beiden muß, wie bekannt ist, Schrift und Vernunft den Stoff liefern. In Ansehung des erstern wünschte ich, daß man die Zuhörer mit den Grenzen, dem Umfange der Pflichten, und wie weit sie sich erstreckten, bekannt machte, wozu viel Verstand und Geschicklichkeit gehört. Das andere ist, wie ich glaube, schon leichter. Von beiden will ich indeß noch das sagen, daß es einem verständigen Geistlichen, wenn er sich nur die Mühe nehmen will, wohl nicht schwer seyn kann, auch dem Unwissendsten begreiflich zu machen, worin seine Pflicht bestehe, und ihn durch Gründe, die seinem Verstande angemessen sind, zu überzeugen, daß er sie beobachten müsse.

Meine Absicht ist indeß nicht so wohl, Sie in Ansehung Ihres Standes und Amtes, als Predigers zu unterrichten, sondern Sie nur gegen einige Fehler zu warnen, welche nicht nur mir, sondern jedem in die Augen fallen, und die wir als Zuhörer am besten bemerken können. — Zuvor nur noch dies — drücken Sie

Ihre Eintheilungen mit so wenigen und deutlichen Worten, als möglich, aus, denn sonst können weder ich noch viele tausend Zuhörer sie behalten, und auch von Ihrer ganzen Predigt nicht eine Silbe mit fort bringen.

Jetzt will ich etwas anführen, worin die ganze Zunft der Geistlichen gewiß wider mich ist, andere Leute mir aber samt und sonders ihren Beifall geben werden. So viel ich nämlich mit mir gekämpft habe, den widrigen Eindruck zu besiegen, den das gewöhnliche Ablesen der Predigten auf mich macht, so habe ich ihn doch nie bezwingen können. Vielleicht hat hiezu sehr viel beigetragen, daß ich Ausländer predigen gehört, die sich nie ihrer geschriebenen Aufsätze bedienen. Es kömmt mir immer vor, als ob das, was man ließt, von dem, was aus dem Kopfe hergesagt wird, eben so sehr unterschieden ist, als die Kopie vom Original. Doch sehe ich recht gut, wie schwer es Ihnen werden würde, wenn Sie diese Methode ändern wollten, und daß in diesem Falle Ihre Predigten, wegen Mangel an Zeit sie zu verbessern, auch bei weitem nicht so gut seyn würden. Gern möchte ich daher mit Ihnen einen Vergleich deshalb treffen. Ich kenne einen angesehenen Geistlichen, der seine Predigten so herzusagen scheint, als ob er nicht in sein Conzept sehe. Als ich ihm darüber ein Kompliment

machte, so versicherte er mich, daß er nicht sechs Zeilen auswendig hersagen könnte: er schriebe aber seine ganze Predigt mit großen und deutlichen Buchstaben, mit allen gehörigen Eintheilungen, Abschnitten, Seitenzahlen u. s. w. auf. Sonntags früh läse er sie nun fünf bis sechs mal durch, welches ihm eine Stunde Zeit kostete. Wenn er sie nun hielte, so blickte er, indem er sich von einer Seite zur andern an seine Zuhörer wendete, auf das Papier, und täuschte auf solche Weise die Zuhörer, die nicht anders glaubten, als daß er sie auswendig hersagte. Er fügte auch noch hinzu, daß, wenn er einmal dies unterlassen hätte, sogleich in seiner Gemeinde die Rede gegangen sey, **unser Doktor hat heute eben nicht sonderlich gepredigt.** Bei uns thun aber sehr viele Geistliche ganz das Gegentheil, die aus der Gewohnheit, Zeit und Papier zu ersparen, welches sie auf der Universität gelernet, ganz klein schreiben, so viel durchstreichen, und zwischen den Zeilen so viel einschieben, daß sie oft kaum im Stande sind, ohne stottern etwas abzulesen, und manches, was sie nicht herausbringen können, aus dem Stegereif hinzusetzen müssen. Ist es aber wohl zu entschuldigen, wenn ein Geistlicher oder Gelehrter bei Ablesung eines Aufsatzes, den er zum Unterricht der Zuhörer mit Mühe und Nachdenken verfertiget haben

soll, stecken bleibt? Auch verursacht diese Nachlässigkeit manche andere auffallende Unschicklichkeiten. Manche liegen vom Anfange der Predigt bis zu Ende mit der Nase auf dem Pulte, um das zu erkennen, was sie nur mit Mühe lesen können, welches nicht nur übel läßt, sondern sie auch hindert, ihre Stimme mit Vortheil zu gebrauchen. Manche haben die Gewohnheit, abwechselnd sich gegen die Zuhörer zu wenden, und dann wieder aufs Papier zu sehen, wie ein fauler Schüler, der seine Lektion hersagen soll.

Ich muß Sie auch warnen, in Ihren Predigten nicht nach Witz zu jagen, weil man genau gerechnet vielleicht eine Million gegen eins wetten kann, daß Witz gar nicht die Sache Ihres Kopfes ist, und viele von Ihrem Stande haben sich durch witzig seyn wollen auf immer lächerlich gemacht. Ich erinnere mich manche junge Leute gehört zu haben, die nicht von der Kanzel gehen konnten, ohne wenigstens ein Dutzend witzige Einfälle angebracht zu haben, und diese Gewohnheit hieng denjenigen gewöhnlich am meisten an, deren Köpfe am allerstumpfsten waren. Einige sollen, wie ich höre, dieser Mode noch bis jetzt ergeben seyn. Ich wünschte herzlich, daß diese Sucht, witzig zu seyn, ein Ende haben möchte.

Ehe Sie jener allgemeinen und unerträglichen Mode folgen, bei allen Gelegenheiten die heidnischen Philosophen herunter zu machen, so wünschte ich, daß Sie sich von Ihren Mitbrüdern dadurch unterschieden, daß Sie untersuchten, was diese Philosophen wohl für sich, zu ihrer Vertheidigung anführen könnten. Die Sittenlehre, welche aus den Schriften dieser alten Weisen gezogen werden kann, kömmt zwar der Lehre unsers Heilandes nicht bei, und es mangelt ihr auch das göttliche Ansehn, welches Christus der seinigen gab. — Ich müßte mich aber sehr irren, wenn nicht aus den Schriften dieser Weisen der beste Kommentar über die Sittenlehre des Evangeliums gezogen werden könnte; selbst die göttliche Lehre, unsere Feinde zu lieben, wird vom Plato eingeschärft, der sie dem Sokrates in den Mund legt. Was den Vorwurf der Abgötterey betrifft, so glaube ich, daß sie derselben weniger ergeben waren, als die Juden, zu deren Zeiten sie lebten. Man verräth überhaupt große Unwissenheit, wenn man glaubt, daß in jenen gelehrten und feinen Jahrhunderten Leute von bloß mittelmäßiger Erziehung, um so weniger also die weisesten Philosophen mehr als ein allmächtiges Wesen geglaubt und angebetet hätten. Auch reichen die Kräfte des menschlichen Verstandes nicht weiter, und unser Heiland hat es auch nicht für

nöthig gehalten, uns mehr von Gott zu sagen, und uns die Natur des göttlichen Wesens zu erklären. — Das wahre Elend der Heiden bestand, wie ich bereits angemerkt, darin, daß den Lehren ihrer Philosophie das göttliche Ansehn, und folglich auch ihr Einfluß auf den größten Theil der Menschen fehlte, der in Ansehung der Moral in der größten Unwissenheit steckte, welches der Fall mit den Philosophen nicht war. -- Betrachtet man die Sache von dieser Seite, so gewähren sie den Geistlichen ein schönes Feld, um sich weitläufig darüber auszubreiten, was für Vortheile die Christen vor den Heiden voraus haben, und wie nothwendig die göttliche Offenbarung zu Verbreitung der Kenntniß des wahren Gottes, und der Ausübung der Tugend in der Welt ist.

Ich weis wohl, wie sehr ich hierin von einigen alten Kirchenvätern abweiche, die in ihren Schriften sich vorzüglich beeiferten, die Philosophie der Griechen und Römer zu erschreien, doch ist dies jetzt nicht mehr so allgemein Mode. Man muß indeß erwägen, daß jene Väter nicht nur zur Zeit des Verfalls der Wissenschaften lebten, sondern daß sie selbst mehr fromme Männer, als außerordentliche Gelehrte und vorzügliche Genies wären. Ihre ächten Schriften (denn viele derselben sind durch fremde Zusätze sehr verfälscht

worden) dienen vortreflich zu Bestättigung alter Lehren, Gebräuche und zur Kenntniß des ganzen Zustandes der ersten Kirche: aber als Muster zu Bildung eines guten Kanzelvortrags möchte ich — so weit ich sie kenne — sie keinen jungen Geistlichen empfehlen. Vielleicht urtheile ich zu übereilt, indem ich manche nur wenig und einige gar nicht, sondern nur die gelesen habe, welche man mir vor allen empfahl, und zwar zu einer Zeit, wo ich mehr Muße und Lust sie zu lesen hatte, als ich nachher je wieder gehabt habe.

Studieren Sie indeß die heidnischen Philosophen mit Fleiß und Aufmerksamkeit. Lesen Sie die vorzüglichsten Redner und Geschichtschreiber der Alten, auch einige Dichter, dadurch werden Sie Ihre Einbildungskraft erweitern, Ihren Geschmack verfeinern, Ihren Verstand schärfen, manche Sachen weniger bewundern, und fester in Ihren Urtheilen werden, welches alles für einen Theologen, der die Verachtung irrdischer Dinge predigen und ausüben soll, von vortreflichem Nutzen ist.

Etwas muß ich auch von dem Anführen von Stellen aus der Schrift und den Kirchenvätern sagen. — Manche bilden sich ein, sie hätten nur nöthig eine Konkordanz aufzuschlagen, und daraus Verse anzuführen, worin sie nur ihr Hauptwort finden, ohne sich darum zu bekümmern, ob

auch wohl der ganze Vers zu ihrem Zwecke paßt. Ich tadle es nicht, Stellen aus der Schrift in eine Predigt einzuweben, aber es muß mit Verstande und Vorsichtigkeit geschehen.

Was das Anführen der Kirchenväter betrifft, so glaube ich, Sie thun besser einen aus einem Kirchenvater genommenen Gedanken, gerade wie den Ihrigen vorzutragen, als hinzuzusetzen, der heil. Augustin, oder wie der Kirchenvater sonst heißt, sagt: u. s. w. Neuere Schriftsteller zu nennen, ist ganz unerträglich, und macht, daß jeder Zuhörer sich schämt. —

Ich habe es erlebt, daß man den Grundtext und das Lateinische von den Kanzeln verjagt hat, und ich freue mich darüber. Die Anführung des Letztern war ein Ueberbleibsel vom Papstthum, wo man die heil. Schrift nicht in der Muttersprache lesen darf.

Hiebey fallen mir die Kollektaneenbücher ein, welche sonst von jungen fleißigen Theologen häufig gebraucht wurden, und auch noch Mode sind. Ich weiß, daß solche Bücher den Aerzten und Rechtsgelehrten sehr nützlich sind, weil diese viele Fälle und Erfahrung darin sammeln, worauf ein großer Theil ihrer Wissenschaften beruht. Dergleichen habe ich nun mehrere gesehen, aber noch keine Theologische. Diese sollen, wie ich gehört habe, meistentheils aus allerlei geistlichen und

moralischen Sprüchen bestehen, die aus geistlichen und andern Büchern genommen, und unter gewisse Titel gebracht sind. Sie pflegen damit sehr frühzeitig schon auf der Universität anzufangen, und in der Folge es fortzusetzen, damit es ihnen nicht an Stoff zu künftigen Predigten fehlen möge. Die Herausgeber der alten Autoren pflegten ehemals, wenn sie auf einen Gedanken stießen, der ihnen des Merkens vorzüglich werth schien, durch den Druck auszuzeichnen, damit man die Stelle nicht übersehen möchte, als **Glück macht die Leute hochmüthig, Widerwärtigkeit ist eine Mutter der Demuth,** und ähnliche solche Wahrheiten, die jeder Bauer weiß, ohne sie vom Aristoteles oder Plato gehört zu haben. Wenn die theologischen Excerpten oder Kollektaneenbücher nicht mit bessern Sachen angefüllt sind, so kann man sie ganz bei Seite legen. Leute von nur mittelmäßigem Verstande würden besser thun, wenn sie ihrem Kopfe mehr zutrauten, nachdem sie solchen durch fleißiges Lesen, und durch weiteres Nachdenken über eine Sache, die sie bereits verstehen, aufgeräumt hätten.

Wenn ein vernünftiger Mann ein vortrefliches Werk mit gehöriger Aufmerksamkeit durchlieset, so wird er sich dadurch sehr vervollkommnen, und vielleicht, ohne es zu merken, sich geschickt machen, etwas ähnliches hervorzubringen,

und seinem Autor nachzuahmen, sollte er auch von den gelesenen nicht ein Wort behalten haben. Bücher haben auf unsern Kopf und unsere Denkweise den nämlichen Einfluß, den gute oder schlechte Gesellschaft auf unser äußeres Betragen und unsern Gesprächston hat, ohne daß wir unser Gedächtniß beschweren, oder diesen Einfluß gewahr werden. Und ich habe bemerkt, daß diejenigen, welche sich auf ihren eignen Kopf verlassen, nachdem sie solchen durch Lesen gehörig mit Sachen versehen, und nicht überladen haben, am allerbesten und mit dem glücklichsten Erfolge gepredigет haben. Wer nur lieset, um weise und schimmernde Sammlungen oder Sprüche zu sammeln, ohne selbst in den Geist und Denkart des Schriftstellers zu dringen, wird wahrscheinlich nicht nur keine mit Verstand gewählte Auszüge machen, sondern sich auch bei allen seinen Aufsätzen leicht auf diese Sammlung verlassen, wird nicht leicht auf den geraden Wege im Denken fortgehen, sondern immer Seitensprünge machen, um aus seinem mit Mühe angeschaften Vorrathe etwas herbeizuhohlen. — So wird aber, was herauskommt, nichts als Stück- und Flickwerk seyn.

Manche, die von Universitäts-Gelehrsamkeit strotzen, häufen eine Menge metaphysischer und abgezogener Begriffe und Worte, die ge-

meiniglich das Gute haben, daß weder der Gelehrte, noch der gemeine Mann, noch der Prediger selbst sie versteht. Andere verbreiten sich gar zu gern über Materie oder Bewegung, reden von dem ohngefähren Zusammentreffen der Atome, von Theorien und Phänomenen u. s. w. etwas, das dem Rathe des Apostels Paulus ganz entgegen, der doch in dieser Art Gelehrsamkeit ziemlich bewandert gewesen zu seyn scheint.

Ich finde nicht, daß irgend ein Kirchengesetz oder Glaubensartikel Sie verpflichtet, sich Mühe zu geben, die Geheimnisse der christlichen Religion zu erklären. Da nun außerdem die Vorsehung wollte, daß Geheimnisse seyn sollten, so sehe ich nicht ein, wie dies mit Frömmigkeit, Rechtgläubigkeit und Vernunft bestehen kann. Mir scheint das Dilemma sehr einleuchtend zu seyn. — Entweder man erklärt die Geheimnisse, und dann sind es keine Geheimnisse mehr, oder man irrt in der Erklärung, und dann ist alle Mühe vergeblich angewendet. Nach meinen Gedanken thun Sie daher am besten, wenn Sie an solchen Feiertagen, wo man über Geheimnisse predigen soll, die eingeführte Lehre der Kirche vorträgt, und sie mit Stellen aus der Schrift belegt. —

Ich weis nicht, was ich zu der so häufigen Gewohnheit sagen soll, wider Atheisten, Thei-

sten, Freidenker u. dgl. zu predigen, welches junge Prediger gern thun, vorzüglich wenn sie ihre Talente in Kirchen üben, die häufig von vornehmen Leuten und Standespersonen besucht werden. Sie machen der Versammlung ein schlechtes Kompliment, und dann weis ich auch nicht, was es nützen soll, denn Leute dieser Gattung besuchen gewöhnlich die Kirchen nicht sehr oft, und so wird die Versammlung, um drei oder vier Thoren willen, die nicht mehr zu bessern sind, nicht sehr erbauet werden. Alsdann, dünkt mir, ist es auch wider die Klugheit, daß man eine Menge gläubiger Seelen mit Zweifeln beunruhige, die ihnen außerdem wahrscheinlich nie eingefallen wären. — Auch ist es gewiß, daß der größte Haufe von denen, die sich Freidenker nennen, eher Nichtdenker heißen könnten, da Unwissenheit und Laster die Bestandtheile ihrer sogenannten Freidenkerei ausmachen. Solche Menschen nur sind durch Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion gar nicht zu bessern, weil man durch Gründe niemals Jemanden bewegen wird, eine falsche Meinung fahren zu lassen, auf die er nie durch kalte Vernunft-Gründe gekommen ist, denn sehr oft sind Leute zuvor lasterhaft gewesen, ehe sie ungläubig wurden. Würden Sie aber einmal einen Lasterhaften durch Gründe überführen, die Sie von seiner eignen Ruhe, Ehre, Ge-

sundheit und andern Vortheilen hergenommen, so würde sein Unglaube bald schwinden. Ich gestehe es, daß dies kein leichtes Werk ist, sondern fast im buchstäblichen Sinne dieses Worts mit wilden Thieren kämpfen heißt. Daß der Unglaube, worüber die Geistlichen so sehr klagen, keine andre Quelle habe, leuchtet daraus ein, daß die Engländer, wie alle Welt zugiebt, jetzt die lasterhafteste Nation unter der Sonne ist, dies Verderbniß rührt von weit zahlreichern und in die Augen fallenden Ursachen her, als von den irreligiösen Büchern, welche nur erst Folge eingerissener Laster sind. Die meisten von denen, welche seit der Revolution wider das Christenthum geschrieben haben, sind in Hinsicht auf Gelehrsamkeit, Witz und Verstand die schlechtesten Leute von der Welt gewesen, und sind daher auch gar nicht fähig Ketzereien fortzupflanzen, ausgenommen unter Leuten, die bereits einem liederlichen Wandel ergeben sind.

In einem Zeitalter, wie das jetzige, wo man alles, was den Beifall derer nicht hat, die mit dem großen Haufen denken, für üble Gesinnung hält, könnte es mir übel ausgelegt werden, wenn ich zu behaupten wage, daß diese allgemeine Verderbniß der Sitten, von der seit dreißig Jahren unaufhörlich fortdauernden Parteisucht herrühre, indem Jeder, ohne zu erwägen, was Gerechtig-

keit, Gesetze, Gewissen und Ehre von ihm fordern, sich blos nach den Grundsätzen derjenigen Partei richtet, zu der er sich hält, und wobei er seine Rechnung am besten zu finden hofft. Weil aber bei den häufigen Staatsveränderungen diejenigen, die nicht gern vom Schauplatze wegbleiben, sondern ihre Hände immer im Spiele haben, öfters genöthiget sind, ihre vorigen Grundsätze zu widerrufen, oder sie wenigstens dem neuen Regierungssystem anzupassen; da ferner die Fundamental-Gewohnheit, das Parlement ein ganzes Jahr fortdauern zu lassen, aufgehört hat, und die Wahlen erkauft werden, weil die Edelleute gefunden haben, daß ihre Landsitze ihnen weniger einbringen, als das Sitzen im Parlemente, so sind die Wählenden, oder das gemeine Volk überhaupt zur Annahme der Bestechungen, zum Meineide, zur Trunkenheit, Bosheit und Verläumdung verführt worden. —

Was Hobbes von der Vernunft sagt, läßt sich noch eigentlicher von der Religion sagen: **Wider welchen die Religion ist, der ist auch wider die Religion.** Doch habe ich einen liederlichen Menschen weit stärkere Gründe wider die Bezahlung seiner Schulden anführen hören, als er jemals wider das Christenthum vorgebracht hatte, welches daher kam, weil die Gerichte ihm stärker zu Leibe giengen, als der Pfarrer.

Ich denke, die Geistlichen haben jetzt meistentheils aufgehört, sich und ihre Zuhörer mit den schweren Lehren von Prädestination, Erwählung und anderen dergleichen zu verwirren, wenigstens ist es Zeit, daß sie es thun sollten, und daher will ich Ihnen über diesen Punkt weiter nichts sagen.

Dies ist es, was ich Ihnen in Ansehung des Kanzelvortrags zu sagen für nöthig hielt. Was Sie in Ansehung Ihres Wandels und Betragens zu beobachten haben, darüber will ich Ihnen eben so gern meine Gedanken eröffnen, wenn Sie mit den gegenwärtigen zufrieden sind, und Sie mir Ihren Wunsch zu erkennen geben. Im entgegengesetzten Fall habe ich Sie bereits zu viel beunruhigt.

Gebe-

Gebete

für eine tödlich kranke Freundin *)

Barmherziger Vater, erhöre gnädig unsere Bitten, die wir in Demuth für deine kranke Dienerin vor dir ausschütten. Vergieb ihr die Sünden, Fehler und Schwachheiten ihres verflossenen Lebens. Nimm das Gute, was sie gethan, so an, daß, wenn es dir gefallen wird, sie abzurufen, sie in die ewigen Wohnungen möge aufgenommen werden. Gieb ihr die Gnade, daß sie mit aufrichtigem Herzen dir immerfort für die vielen Gaben, die du ihr geschenkt hast, danken möge; für das Vermögen, für die Neigung und den Fleiß, Gutthätigkeit auszuüben, und für alle die Tugenden, welche ihr die Hochachtung und Liebe ihrer Freunde, und einen so unbefleckten Namen in der Welt zu wege gebracht haben. O Gott, du schüttest Segen aus, und läßt Gerichte ergehen, wie es deiner unendlichen Gerechtigkeit und

*) Mstrs Johnson, dieses merkwürdige Frauenzimmer, welches dem Leser aus Swifts Leben bekannt ist. — Diese Gebete sind ein Beweis von Swifts frommer Denkart, und von seiner Hochachtung und Liebe für diese seine Freundin bis ans Ende ihres Lebens.

Gnade zukommt, und da es dir gefallen, sie mit einer langen, anhaltenden Schwächlichkeit zu beladen, so laß sie mit innigem Gefühl erkennen, daß es aus weisen Absichten geschehen, und daß du ihr solches durch mancherlei andern Segen, der noch schätzbarer und seltner ist, reichlich ersetzt hast.

Erhalte ihr, o Gott jene Stärke und Standhaftigkeit, womit du sie so gnädig versehen hast, erhalte ihr jene Geringschätzung irdischer und eiteler Dinge, welche sie in ihrem ganzen Leben bewiesen hat.

Allmächtiges Wesen, dessen Wink Welten hervorbringen und zernichten kann, erbarme dich unser, die wir, als bekümmerte Freunde deiner Dienerin, unter der Last ihrer Leiden, und unter der Furcht, eine so theure Freundin zu verliehren, schmachten. Schenke sie uns wieder, o Gott, wenn es dein gnädiger Wille ist, schenke uns Standhaftigkeit und Ergebung in deinem Willen, damit wir unter einer so schweren Betrübniß nicht erliegen. Gieb sie, o Gott, wieder jenen Armen, welche durch diesen Verlust ihren besten Trost verliehren, jenen Kranken, die nicht nur ihrer Mildthätigkeit, sondern auch ihrer Sorgfalt und Pflege bedürfen, oder, wenn du es anders beschlossen hast, erwecke an ihrer statt

andere, welche eben so viel Liebe und noch mehr Vermögen besitzen.

Lindere, o Gott, wir bitten dich, ihre körperlichen Leiden, oder gieb ihr hinlängliche Geisteskräfte, dieselben standhaft zu ertragen. Hast du beschlossen, sie zu dir zu nehmen, so laß uns unsere Gedanken mehr auf die Glückseeligkeit richten, deren sie, wie wir hoffen, theilhaftig werden wird, als auf die Größe des Verlustes, den wir dadurch leiden. Laß ihr Andenken uns immer theuer bleiben, und das Beispiel ihrer vielen Tugenden uns zur Nachfolge reizen.

Erhöre, o Gott, unser Gebeth, das aus dem Innern unsers Herzens quillt, nach deiner Barmherzigkeit — Amen.

Ein anderes den 6ten Nov. 1727.

Barmherziger Vater, der du deine Kinder niemals anders, als zu ihrem Besten, und nach einer Gerechtigkeit, wobei deine Gnade immer obwaltet, züchtigest, um sie zur Buße zu leiten, oder sie in dem gegenwärtigen Leben zu strafen, damit du sie in jenem bessern belohnen kannst. Erbarme dich dieser armen leidenden Dienerin, die so lange unter der schweren Last deiner drückenden Hand darnieder liegt. Gieb ihr Stärke, o Gott, ihre Schwachheit zu ertragen, und Geduld in ihrem Leiden, daß sie nicht wider deine

Züchtigung murre. Vergieb ihr ihre raschen, unbedächtlichen Worte, welche die Angst zuweilen von ihrer Zunge erpreßt, indeß ihr Herz deinem Willen beständig ergeben ist. Unterdrücke in ihr alle heftigen Begierden nach dem Leben, und mindere ihre Furcht vor dem Tode durch eine demüthige aber versicherte Hoffnung zu deiner Barmherzigkeit. Schenke ihr eine aufrichtige Reue aller ihrer Sünden, die sie durch Thun und Lassen begangen, und einen festen Entschluß, ihr übriges Leben bestmöglichst deinen Befehlen gemäß einzurichten. Wir bitten dich ebenfalls, o Gott, ihr, so lange ihre Krankheit dauert, Bewußtseyn, Gedächtniß und Verstand zu erhalten. Gieb ihr richtige Vorstellung von der Eitelkeit, Thorheit und Nichtigkeit irdischer Dinge, und stärke sie so, daß sie auch in ihrem größten Leiden eine aufrichtige Liebe gegen dich heget. Nimm das Gute, das sie gethan, an, und vergieb ihr alle ihre Vergehungen, welche sie aufrichtig bereuet hat, oder deren sie sich, wegen Schwäche ihres Gedächtnisses nicht mehr erinnert.

Und nun, o Gott, bitten wir auch für uns selbst, und ihre übrigen bekümmerten Freunde. Laß nicht unsere Betrübniß ihr Gemüth angreifen, daß dadurch ihre gegenwärtige Krankheit noch vermehrt wird. Vergieb das Jammern und Klagen denen, die vor Furcht und Schre-

cken eine so theure und werthe Freundin zu verliehren, fast ganz erliegen. Erhöre und verzeihe unsere dringenden Bitten und Seufzer für ihren längern Aufenthalt in dieser bösen Welt, um dadurch uns und allen andern, die ihres wohlthätigen Umgangs, ihres Raths, ihrer Dienste und Gutthaten bedürfen, zum Troste zu seyn. Und weil du uns verheißen hast, daß, wo zwei oder drei in deinem Namen versammelt seyn würden, du mitten unter ihnen seyn, und ihre Bitten gewähren wolltest, so gewähre auch uns, o Gott, die wir hier in deinem Namen versammelt sind, unsere Bitten, welche wir jetzt für deine geängstete Dienerin, und uns, mit dem aufrichtigstem und innigstem Gefühle unseres Herzens dir vorgetragen haben — Amen.

3.

Allmächtigster und gütigster Gott, erbarme dich deiner kranken Dienerin, und sey gnädig gegen sie. Lehre sie, ihre Hoffnung und ihr Vertrauen ganz auf dich zu setzen. Mache, daß sie die Eitelkeit und Wichtigkeit aller irdischen Dinge lebhaft fühle, daß sie sich der Schwachheiten ihres vergangenen Lebens erinnere, und schenke ihr eine aufrichtige Reue. Erhalte ihr ihren Verstand, und ihr ruhiges Gemüth bei dieser Heimsuchung,

und bewahre sie, daß sie sich eben so wenig zu viel zutraue, als verzweifle. Wenn es dir gefällt, ihr die Gesundheit wieder zu schenken, so mache, daß sie dieser Gnade stets eingedenk sey, und die guten Entschlüsse, welche sie in dieser Krankheit gefaßt hat, nie mit der Zeit oder im Glücke vergessen möge. Laß keine Gedanken in ihr aufsteigen, welche ihr Gemüth so beunruhigen könnten, daß dadurch ihre Genesung gehemmt, oder sie gehindert würde, sich auf das Zukünftige zu bereiten. Wir flehen zu dir, o Gott, um deiner unendlichen Güte willen, der guten Handlungen deiner Dienerin zu erinnern, und ihr, daß sie Nackende gekleidet, Hungrige gespeiset, Waise und Kranke besuchet, wie du verheissen hast, so anzurechnen, als ob es dir selbst geschehen wäre.

Erhöre, o Gott, die Gebete der Freunde deiner Dienerin. Segne die Bemühungen, welche angewendet werden, sie gesund zu machen. Entferne von ihr alle heftige Begierden sowohl zum leben als zum sterben, und hilf ihr, sich in deinen heiligen Willen zu ergeben. — Und nun, o Gott, flehen wir alle, die wir hier versammelt sind, um deine Gnade; gieb, daß die Schwachheit deiner Dienerin unsern Glauben stärke, daß wir, durch dies Beispiel bewogen werden mögen,

unsere eigenen Schwachheiten, und die Unbeständigkeit des Lebens zu erwägen, und Buße zu thun, ehe dir es gefällt, uns auf ähnliche Weise heim zu suchen. Erhöre unser Geberh, wir bitten dich, um deines Sohnes willen — Amen.

Vermischte Gedanken über Religion und andere Gegenstände.

In allem, was Meinungen betrifft, darf ich nur meiner eigenen unpartheilichen Vernunft glauben, welche ich verbunden bin zu vervollkommnen, so viel, als meine Kräfte und Umstände es erlauben.

Es kann wohl zuweilen sehr klug gethan seyn, nach eines andern Kopfe zu handeln, aber denken können wir nur unserm Kopfe gemäß.

Wenn ich durch die Vernunftgründe eines andern überzeugt werde, so ist seine und meine Vernunft eins.

Behaupten, ein Mensch sey verbunden zu glauben, ist ein Satz, worin weder Wahrheit noch Sinn ist.

Man kann wohl Jemanden durch Belohnungen oder Strafen nöthigen, zu sagen, und mit einem Eide es zu bekräftigen „er glaube" man kann ihn auch nöthigen, daß er äußerlich die Religionsgebräuche mitmacht, weiter aber kann man nichts.

Jeder Mensch, jeder Bürger eines Staats muß sich begnügen lassen, daß er seine Meinung

für sich haben kann, aber er muß das gemeine Wesen mit seinen Meinungen nicht verwirren oder in Unruhe setzen.

Heftiger Religionseifer entspringt eher hundertmal aus Stolz, Ehrgeitz, Trotz, als einmal aus Wahrheit.

Glaubensmeinungen, auf welchen das Gebäude einer Religion beruht, darf man nicht wegnehmen, und es würde Verbrechen seyn es zu versuchen, selbst wenn solche Glaubensmeinungen falsch wären, oder man müßte die Absicht haben, die Religion ganz abzuschaffen. So ist z. B. die Lehre von der Gottheit des Stifters der christlichen Religion seit der Verdammung der Arrianer unter Konstantin und seinen Nachfolgern von allen Christen angenommen worden. Die Bemühungen der Socinianer sind daher vergebens und unverantwortlich, weil sie dadurch nichts bewirken, sondern nur Zweifel, und Unruhen veranlassen würden. Qui ratione sua disturbant moenia mundi. —

Unglauben muß man, wenn man ihn nicht besiegen kann, zu verbergen suchen.

Die christliche Religion wurde in den frühesten Zeiten den Juden und Heiden, ohne den Glaubensartikel der Gottheit Christus gepredigt. So viel ich mich erinnere, giebt Erasmus zur Ursache an, er sey für beide eine zu starke Speise

gewesen. — Wenn dieser Artikel von den Chinesischen Missionairen milder eingekleidet würde, so könnte das Bekehrungsgeschäft weniger Schwierigkeiten unterworfen seyn. Er ist ein Stein des Anstoßes bei den Muhamedanern. Aber in einem christlichen Lande diesen Glaubensartikel bestreiten, kann auf Tugend und öffentliche Ruhe keinen andern als schädlichen Einfluß haben.

Es thut mir jederzeit sehr weh, wenn ich finde, daß Bilder, deren Paulus sich bedient, daß aus der Griechischen Beredsamkeit entlehnte Figuren von Gottesgelehrten in Glaubensartikel verwandelt worden.

Ich kann für die Zweifel, die in meinen Herzen entstehen, nicht, und bin dafür Gott nicht verantwortlich, wenn sie Wirkungen der Vernunft sind, die er mir gegeben hat, wenn ich nur diese Zweifel vor andern verberge, wenn ich mir alle mögliche Mühe gebe, sie zu unterdrücken, und wenn sie keinen Einfluß auf meinen Lebenswandel haben.

Was ich lese und höre, so finde ich, daß bei allen Nationen, wo das Christenthum die herrschende Religion ist, die Geistlichen nichts weniger, als beliebt sind. — Besäßen sie weniger Verfolgungsgeist, so würden sie mehr geliebt werden.

Leute, die einen Trieb in sich fühlen auf die Geistlichen zu spotten, sollten selbst Priester werden, und andern mit guten Beispielen vorgehen.

Elende Sterbliche. Können wir wohl etwas zur Verherrlichung Gottes beitragen? — Solche Ausdrücke sollten aus unsern Gebethbüchern ganz ausgestrichen seyn.

Gewissensfreiheit kann eigentlich wohl weiter nichts heissen, als die Freiheit, seine Meinung und Gedanken für sich zu haben, und eine solche Freiheit hat auch Jeder, ohne nöthig zu haben, sich vor Jemanden zu fürchten: wie weit aber Jemand seine Gedanken frei sagen, das müssen die Gesetze des Landes bestimmen.

Ich könnte z. B. in meinem Herzen eine gut eingerichtete Republik einer Monarchie, und ich kenne manche, welche diese Meinung hegen. Wenn ich nur aber kraft der Denkfreiheit republikanische Konventikel errichten, und Bücher drucken lassen wollte, worin ich die bereits eingeführte Regierung verdammte, so hätte die Obrigkeit Recht mich hängen zu lassen. Dies ist der nämliche Fall mit der Religion, ob man gleich nicht einräumen will, daß Denkfreiheit, in dieser Bedeutung genommen, Revolutionen oder wenigstens Unruhen und Verwirrungen angerichtet habe, welches man aber recht gut wissen könnte,

wenn man die Augen nicht durch Parteigeist blendete, denn Brittanien, Frankreich und andere Länder haben blutige Beispiele davon geliefert. Cromwell hatte über diesen Punkt sehr gute und richtige Begriffe. Als bei der Uebergabe einer Stadt in Irland der katholische Kommandant auf den Artikel der Gewissensfreiheit bestand, antwortete Cromwell, er bekümmere sich um keines Menschen Gewissen, wenn der Kommandant aber unter Gewissensfreiheit die Freiheit der Messe verstünde, so habe er Befehl vom Parlamente, solches nicht zu erlauben.

Obgleich von der Vorsehung die Vernunft dazu bestimmt worden ist, unsere Leidenschaften zu regieren, so scheint es doch, als ob in zwei Dingen die Neigung die Vernunft regieren sollte, die erste ist die Liebe, durch Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, da kein Mensch jemals sich verheirathet hat, weil ihm die Vernunft dies befohlen. Die zweite ist die Liebe zum Leben; denn der Vernunft zu Folge würde jeder Mensch das Leben verachten, und wünschen, daß es nicht lange dauern möchte, oder daß es nie angefangen hätte.

Wir haben Religion genug uns einander zu hassen, aber nicht genug uns einander zu lieben.

Die besten Handlungen können eine genaue und strenge Untersuchung der Beweggründe nicht aushalten. Der Grund der meisten Handlungen so wohl guter als böser, löset sich in Eigenliebe auf. Aber die Selbstliebe treibt einige Menschen an, daß sie suchen andern zu gefallen, andere hingegen treibt sie wieder an, nur sich Vergnügen zu machen. Dies macht den großen Unterschied zwischen Tugend und Laster aus. Die Religion ist der beste Beweggrund aller Handlungen und doch ist die Religion das stärkste Beispiel von Eigenliebe.

Vielen scheint es, als ob die Religion, da sie nunmehr alt geworden, wieder in die Kinderjahre zurückgetreten wäre, und zu ihrer Nahrung der Wunder bedürfte, wie in ihrer Kindheit.

Der stärkste Tribut, den der Himmel von uns empfängt, und der aufrichtigste Theil unserer Andachten sind Klagen.

Wenn wir eine Sache wünschen, oder darnach streben, so sehen wir sie gewöhnlich nur von der guten Seite an, haben wir sie erhalten, so schwebt uns stets die böse Seite vor Augen.

Wenn wir über vergangene Begebenheiten, als Kriege, Verhandlungen, Faktionen nachdenken, so nehmen wir oft so wenigen Antheil

daran, daß wir uns wundern, wie Menschen sich um solcher vergänglicher Dinge willen haben so viel Mühe geben können, betrachten wir aber unsere gegenwärtigen Zeiten, so finden wir die nämlichen Gesinnungen, und wundern uns nicht mehr.

Ich habe vergessen, ob Ariost einen guten Rath mit unter die verlohrnen Dinge setzt, die sich im Monde befinden: wenigstens hätte er ihn und die Zeit mit darunter setzen mögen.

Der Weise wendet die letzten Jahre seines Lebens dazu an, sich von den Thorheiten, Vorurtheilen und falschen Meinungen zu heilen, die er in seiner Jugend angenommen hat.

Wenn ein Schriftsteller wissen will, wie er es machen muß, wenn sein Name der Nachwelt von einer guten Seite bekannt werden soll, so darf er nur die Werke der Alten durchgehen, und Acht haben, was ihm darin gefällt, und was für Mängel er am meisten bedauert.

Die Dichter mögen sagen, was sie wollen, so ist offenbahr, daß sie nur sich unsterblich machen. Wir bewundern nur den Homer und Virgil und nicht den Achill und Aeneas. Mit den Geschichtschreibern aber ist es ganz anders. Wir beschäftigen uns ganz mit den Thaten, Personen

und Begebenheiten, von denen wir in der Geschichte lesen, und achten wenig auf die Geschichtschreiber.

Erscheint irgend ein großer Mann, ein Kopf, so könnt ihr ihn daran erkennen, daß sich alle Dunse gegen ihn verbinden.

Leute, die alle Vortheile des menschlichen Lebens besitzen, befinden sich in einem Stande, wo tausenderlei Zufälle sie beunruhigen und betrüben, und nur wenige sie erfreuen.

Die Redensart, in diesen kritischen Zeiten, ist den Schriftstellern so geläufig, als den Predigern der Ausdruck, in diesen bösen und verderbten Zeiten. Bei gelehrten Kriegen geht es eben so zu, wie bei den Armeen im Felde, die schwächere zündet die meisten Wachfeuer an.

Es giebt nur drei Arten sich wegen der Nachrede an den Leuten zu rächen. Entweder man muß sie verachten, oder gleiches mit gleichem vergelten, oder sich so aufführen, daß man derselben entgehe. Das erste giebt man gewöhnlich nur vor, das letzte ist fast unmöglich; das zweite aber ist überall in der Uebung.

Die Satire, glaubt man, sey die leichteste Art von Witz. Ich bin anderer Meinung, wenn

von sehr verdorbenen Zeiten die Rede ist. Einen großen Lasterhaften zu satirisiren ist eben so schwer, als einen Tugendhaften geschickt zu loben. Beides ist leicht, wenn von mittelmäßigen Leuten die Rede ist.

Schwatzhaftigkeit ist bei vielen Mannspersonen, wie bei vielen Frauenzimmern eine Folge des Mangels an Gedanken und Worten. Denn wer der Sprache mächtig ist, und den Kopf voll Gedanken hat, der wird, wenn er reden soll, über die Wahl der Worte und der Gedanken anstehen, dahingegen gemeine Schwätzer nur einerlei Begriffe und einerlei Worte haben, jene darin einzukleiden; und diese Worte sitzen ihnen immer auf der Zunge. So kommen die Leute eher aus einer Kirche heraus, die beinahe ganz leer ist, als wenn ein Gedränge vor der Thür entsteht.

Nur einige Menschen haben die Gaben, welche dazu gehören, um in Gesellschaften durch blendenden Witz zu glänzen. Aber es ist in eines Jeden Gewalt, angenehm zu seyn. Der Grund also, warum jetzt der gesellschaftliche Umgang so sehr in Verfall geräth, ist nicht der Mangel am Verstande, sondern Eitelkeit, Stolz, Bösartigkeit, gezwungenes Wesen, Eigensinn, Frechheit

heit und andere dergleichen Laster, welche die Frucht einer übeln Erziehung sind.

Eitelkeit ist mehr ein Zeichen der Demuth, als des Stolzes. Eitle Leute erzählen gern, was ihnen hier oder dort für Ehre wiederfahren, was für vornehme Gesellschaft sie bei sich gehabt, u. dgl. Dadurch legen sie aber ein öffentliches Geständniß ab, daß solche Ehre mehr sey, als was ihnen gebührt, und etwas, das ihre Freunde nicht glauben dürfen, wenn sie es ihnen nicht sagten. Ein wirklich stolzer Mann hingegen hält alle Ehre, die man ihm beweißt, noch weit unter seinem Verdienste, und verachtet daher das Pralen. Ich glaube daher, es sey eine Hauptregel, daß, wer immer den Charakter eines stolzen Mannes behaupten will, die Eitelkeit unterdrücken müsse.

Das Lob ist die Tochter der Gewalt, die einer gegenwärtig besitzt.

Ich habe Leute gekannt, die wegen hrer großen Einsicht und Klugheit in öffentlichenn Angelegenheiten sehr berühmt waren, und die zu Hause sich von närrischen Bedienten regieren ließen.

Ich habe Helden gekannt, die Memmen vor ihren Weibern waren.

Ich habe die verschmitztesten Köpfe gekannt, die sich doch stets betrügen ließen.

Ich habe drei große Minister gekannt, welche die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben des Staats aufs genaueste zu berechnen und zu bestimmen wußten, in ihren eigenen ökonomischen Sachen aber ganz und gar unwissend waren.

Das Predigen der Geistlichen dient wohl dazu, daß gutartige Leute in der Tugend befestiget, aber selten oder niemals dazu, daß Böse von ihren Lastern abgezogen werden.

Ansehen, hohe Bedienungen, Reichthümer sind alten Leuten gewisser Maßen nothwendig, sie dienen ihnen nämlich, die Jungen in gewisser Entfernung zu halten, welche ihnen sonst auf der Nase spielen würden.

Jedermann wünscht lange zu leben, und Niemand will doch gern alt seyn.

Der Grund, warum Männer sich gern schmeicheln lassen, ist gemeiniglich, weil sie eine schlechte Erziehung gehabt haben. Bei dem Frauenzimmer ist es gerade das Gegentheil.

Vorrede des Uebersetzers.

Swift ist unter den Deutschen durch die vor dreissig Jahren in Zürch herausgekommene Uebersetzung schon hinlänglich bekannt: Arbuthnot hingegen weniger, ob er gleich, nach Pope's Urtheil, Swiften an Witz noch übertrifft. — Das vorzüglichste aus Swifts Leben habe ich diesem ersten Bande vorgesetzt, und in einem der folgenden werde ich das Merkwürdigste aus Arbuthnot's Leben erzählen.

Die schon vor drei Jahrzehnten erschienene Uebersetzung, die größtentheils von Waser seyn soll, trägt, vorzüglich was von Waser ist, den Stempel ihres Zeitalters, das heißt, sie ist genau, und mit Fleiß gearbeitet; der Uebersetzer hat das Englische vollkommen inne, und hat auch seine Muttersprache in seiner Gewalt. Nur hat sie noch eine Menge Härten, und ist mit schweizeri-

schen Worten und Wendungen angefüllt, die einem deutschen Ohre durchaus unerträglich sind. — Was nicht von Waser übersetzt ist, merkt man augenblicklich, denn es ist bei weitem viel schlechter.

Die Auswahl der übersetzten Stücke gefällt mir nicht, denn eine Menge Swiftscher Aufsätze sind ohne überhäufte Anmerkungen durchaus für Deutsche unbrauchbar und unverständlich. Ich begreife z. B. nicht, wie man die Politen Gespräche hat übersetzen können, die sich gar nicht übertragen lassen. Man müßte dafür ganz eigene Gespräche schreiben. — Solche für uns in Deutschland gar nicht passende Aufsätze habe ich ganz weggelassen, und in den von mir übersetzten habe ich mir oft die Freiheit genommen, ebenfalls weniger verständliche Stellen wegzulassen, und dafür andere von meinem Machwerk einzuschieben, worüber ich das Urtheil der Kenner erwarte.

Alles Gute in der Waserschen Uebersetzung von Swift habe ich mir zu Nutze gemacht. Oft führte sie mich auf einen Gedanken, der ohne sie nicht würde geweckt worden seyn.

Beide gegenwärtige Bände waren schon größtentheils abgedruckt, als ich in den Zei-

Wenn Bücher und Gesetze sich stets so vermehren wie diese letzten funfzig Jahre, so weis ich nicht, wie unsere Nachkommen es anfangen sollen, Gelehrte und Juristen zu werden.

Von Prinzen, so lange sie Kinder und Jünglinge sind, erzählt man bewundernswürdige Dinge von ihrem Verstande und ihren Fähigkeiten, und daß sie Sachen reden, worüber man erstaunen muß. Wie sonderbar! Es giebt so viele hoffnungsvolle Prinzen, und doch so viele blödsinnige Könige und Fürsten. Sterben Prinzen jung, so würden sie Wunder von Weisheit und Tugend geworden seyn, leben sie, so sind sie wirklich oft Wunder, aber Wunder von einer andern Art.

Die Politik, wie gemeiniglich das Wort genommen wird, ist nichts anders, als die Kunst zu bestechen, und zu betrügen, und ist daher für einen guten König und für guten Minister ohne Nutzen. Eben daher kommt es aber, daß die Höfe voll solcher Leute sind, die sie besitzen.

Herodotus erzählt, daß die Thiere in den kalten Ländern die kleinsten, hingegen die in den warmern Ländern die größten haben, man könnte davon eine hübsche Anwendung machen.

Den Silen, des Bachus Pflegevater, lassen die Dichter immer auf einen Esel reiten, und setzen ihm Hörner an den Kopf. Die Moral ist, daß Trunkenbolde von Narren geleitet werden, und in Gefahr stehen, Hahnrei zu werden.

Venus, eine schöne gutherzige Dame, war die Göttin der Liebe; Juno, ein schreckliches Keifmaul, die Göttin des Ehestandes, und immer waren sie Todfeinde.

Es giebt wohl keine bessere Satire auf die Processe, als die, welche die Sterndeuter machen, wenn sie nach den Regeln der Kunst vorhersagen, was für ein Ende ein Prozeß haben werde, ob Kläger oder Beklagter ihn gewinnen werden. Denn dadurch sagen sie gerade, daß der Einfluß der Sterne die Processe regiere, und daß also die Gerechtigkeit gar nichts dabei zu thun habe.

Ich habe Leute gekennt, welche Eigenschaften besaßen, wodurch sie zwar andern nützlich wurden, selbst aber keinen Vortheil dabei hatten, gleich einen Sonnenweiser an der Ecke eines Hauses, der zwar den Nachbarn und Vorübergehenden die Stunden wiese, dem Herrn des Hauses aber nicht.

Was die Bewohner des Himmels machen, wissen wir nicht; was sie aber nicht thun, wird uns ausdrücklich gemeldet, sie heirathen nicht und lassen sich nicht heirathen.

Der Tadel, den große Männer leiden müssen, ist eine Taxe, die sie dem Publikum für ihre Größe bezahlen.

Der beste Prediger ist die Zeit. Diese bringt uns endlich diejenige Denkart bei, welche ältere Leute uns vergeblich einzuprägen suchten.

Der kleinste Brocken Witz eines Frauenzimmers wird geschätzt. Eben so macht es Vergnügen, wenn man einen Papagey nur etliche Worte deutlich aussprechen hört.

Man fragte einen Hofmann, was er von dem Einzuge eines gewissen Gesandten hielte, wobei alles von Gold und Kostbarkeiten glänzte, und tausenderlei Verbeugungen, Bücklinge und seltsame Gebehrden zu sehen waren? Das war, antwortete er, was Salomo's Schiffe brachten, Gold und Affen.

Wer wird nicht gestehen müssen, daß die Menschen insgesammt die heftigste Liebe für die Wahrheit haben, wenn er sieht, daß sie so hart-

näckig auf ihren Irthümern bestehen, die sie aus lauter Eifer für die Wahrheit behaupten, ob sie sich gleich alle Tage selbst widersprechen.

Das war eine vortrefliche Bemerkung, ruf ich aus: wenn ich in einen Schriftsteller eine Stelle finde, wo seine Meinung mit der meinigen übereinkommt. — Bin ich seiner Meinung nicht, so sag' ich: hier hat sich der gute Mann betrogen.

Apoll war der Gott der Arzenei, und zugleich der, welcher die Krankheiten sendete. Beides war ursprünglich ein und das nämliche Gewerbe, und jetzt ist es noch eben so.

Man sagt im Sprüchworte: Große Herren haben lange Arme, ich wünschte, daß sie auch eben so lange Ohren hätten.

Es ist ein elender Zustand, zwischen Furcht und Hoffnung zu schweben. Es ist das Leben einer Spinne.

Vive quidem, pende tamen improba, dixit.
Ovid. Metam.

Die Lehre der Stoiker, daß wir unserm Mangel durch Ausrottung unserer Begierden abhelfen

sollen, kömmt mir eben so vor, als der Rath: sich die Füße abzuschneiden, wenn man Schuhe nöthig hätte.

Ein weiser Mann muthmaßet und schließet aus den Umständen einer Sache. Aber auch der geringste Zufall, und wer kann solche voraussehen? kehrt und ändert den Lauf der Sache dergestalt, daß auch der weiseste Mann über den Ausgang der Sache eben so ungewiß ist, als der einfältigste und unerfahrendste.

Anmerkung des Uebersetzers.

Die Ursache, welche mich bewegt, zu ein Paar Aeußerungen von Swift ein Paar Anmerkungen zu machen, ist, weil Swift es ist, der diese Meinungen äußert, dessen Meinung freilich bei Verständigen mehr Aufmerksamkeit erregt, als die eines Wöllner, Hermes und anderer.

Swift behauptet S. 133., wenn Jemand ohne Beschwerde sein Gewerbe treiben, sicher in seinem Eigenthum seyn, und mit Hülfe der Gesetze sich gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung vertheidigen kann, so muß er zufrieden seyn, und weder durch Reden noch durch Schreiben gegen den einmal eingeführten Gottesdienst Anstoß geben, „und S. 151. will er sogar," daß Leute bei Strafe der Entsetzung von ihren Aemtern entweder auf eine gewisse Zeit, oder auf immer genöthiget werden sollten, dem öffentlichen Got=

tesdienste beizuwohnen, sich anständig dabei zu betragen, viermal jährlich zum Tisch des Herrn zu gehen, u. s. w.

Das merkwürdigste bei dieser Behauptung ist, daß man aus Swifts Schriften beweisen kann, daß Swift selbst nichts geglaubt hat. Es geht ihm, wie einen sehr gelehrten Schriftsteller, der in den Briefen angesehener Staatsmänner u. s. w. an D. Bahrdt (3te Band) letzterm sein Glaubensbekenntniß ablegt, alle positive Religion für Unsinn erklärt, und dabei sagt — „wer das laut vor dem Publikum behaupten wollte, dem würde er, wenn er Fürst wäre, bei den Beinen aufhängen lassen.“

Swift und die meisten, welche so denken, verwirren theils die Begriffe vom äußerlichen Gottesdienste, vom positiven Glauben, mit den Vorstellungen von wahrer Religion, oder sie stellen sich den Einfluß des äußerlichen Gottesdienstes, und des Glaubens an gewisse Lehrsätze, auf Moralität und Herzensbesserung ganz anders vor, ob sie gleich täglich die Erfahrung vor Augen haben, daß unter vierzig Menschen die an Dreieinigkeit, und alle positive Formeln glauben,

jährlich viermal zum Tisch des Herrn gehen, und alle Sontage die Kirche besuchen, gewiß neun und dreißig sind, die in ihrem Herzen nichts taugen.

Man überlegt nicht, daß mit dem Fortschreiten des menschlichen Verstandes auch die Religionsbegriffe sich durchaus ändern müssen; und wo Fürsten und ihre Minister selbst so dumm und einfältig sind, die alten, in den Zeiten der Barbarei, des Aberglaubens, des schwachen Zustandes der menschlichen Vernunft entstandenen Glauben — der stets mit Religion vermischt wird — dem klüger gewordenen Volke aufzudrängen, da werden jederzeit unangenehme Folgen und Verderbniß der Sitten entstehen.

Eine Religion muß auf Gefühl und Verstand wirken. Kein Glaubenssatz wirkt auf Verstand, keine Zeremonien haben Einfluß aufs Herz. Die Soldaten werden zur Kirche und zum Abendmahle geschleppt, und unter keiner Klasse giebts schlechtere Menschen. Sinnliche Eindrücke bleiben sinnliche. — Fort daher mit allen Religionen, die nicht auf den Verstand wirken. Herrschende Glaubensreligionen,

tungen las, daß Hr. Falk die Swiftschen Schriften herausgeben wollte. Die Verlagshandlung, welche die Falksche Uebersetzung ankündigte, (Hr. Mag. Sommer) wußte von dieser gegenwärtigen, im Weygandschen Verlage erscheinenden Uebersetzung, und äußerte, daß Hr. Falk den Swift auf eine ganz eigne Art bearbeiten würde.

Die Ankündigung des Hrn. Falk wird indeß für den Herausgeber der Swift- und Arbuthnotischen Schriften ein Sporn seyn, doppelten Fleiß bei den künftigen Bänden anzuwenden.

Beide Schriftsteller, Swift und Arbuthnoth, habe ich deshalb mit einander verbunden, weil ihre Schriften oft in einander eingreifen, auf einander Bezug haben, und wechselseitig die des Einen durch die des Andern verständlicher sind.

Inhalt.

I. Quintessenz aus Swifts Leben und Karakterzüge. S. I - XL.
II. Auswahl der vorzüglichsten Predigten
1) über den Schlaf in der Kirche S. 1 - 18
2) über die Pflicht der wechselseitigen Unterthänigkeit S. 19 - 35
3) über das Zeugnis des Gewissens S. 36 - 52
4) über die Pflicht der brüderlichen Liebe S. 53 - 65
5) über die Zufriedenheit der Armen und Geringen S. 66 - 82
6) über falsche Zeugnisse S. 83 - 100
7) über Gutthätigkeit bei Gelegenheit des Münzprojekts von Wood S. 101 - 117
8) über den Tod König Karls I. S. 118 - 140
III. Vorschlag zu Beförderung der Religion und Verbesserung der Sitten S. 141 - 177
IV. Schreiben an einen jungen Geistlichen, der sich hat ordiniren lassen S. 178 - 206
V. Gebete für eine tödlich kranke Freundin S. 207 - 213
VI. Vermischte Gedanken über Religion und andere Gegenstände S. 214 - 229
VII. Anmerkung des Uebersetzers S. 230 - 234

Aus-

sie heißen wie sie wollen, sind die Pest der menschlichen Gesellschaft gewesen, und sind es noch.

So viel gutes und vortrefliches in Swifts Vorschlage zur Befriedigung der Religion ist, so würde der Rath, Leute zu zwingen in die Kirche und zum Abendmahl zu gehen, den völligen geistlichen Despotism wieder einführen, und die Welt schlechter machen, als sie ist.

Man vergleiche katholische und protestantische Länder, wo herrscht mehr Moralität? Man muß sie nicht kennen, wenn man in den katholischen Ländern nicht ungleich mehr Immoralität findet.

Eben so ist es unter den Protestanten. Der aufgeklärtere ist der bessere. Man muß nur das Wort Aufklärung nicht, wie Pfaffen es machen, verdrehen und misdeuten. Aufgeklärter ist, wer heller sieht, und ein sehender muß sicherer gehen können, als ein Blinder.

Ich würde diese Materie weitläuftiger auseinander setzen, wenn Ort und der mir bestimm-

te Raum zu dieser Anmerkung es erlaubte. Ich habe daher nur auf den Swiftschen Vorschlag aufmerksam machen, und manchen Leser erinnern wollen, sich durch einen Mann, wie Swift, nicht irre leiten zu lassen, der selbst ganz anders würde geschrieben haben, wenn die vorhergegangenen Geschichten, und daß er selbst Geistlicher ist, ihm nicht zu diesen Aeußerungen veranlaßt hätten.

Ende des ersten Theils.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Swift, Jonathan, 1667-1745

Swift's und Arbuthnot's vorzüglichste prosaische Schriften, satyrischen, humoristischen und andern Inhalts

Bd.: Erster Band.

Leipzig 1798

P.o.angl. 424-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10750454-5
VD18 80330762